NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08238189 2

413097

THEODORE ROOSEVELT

von

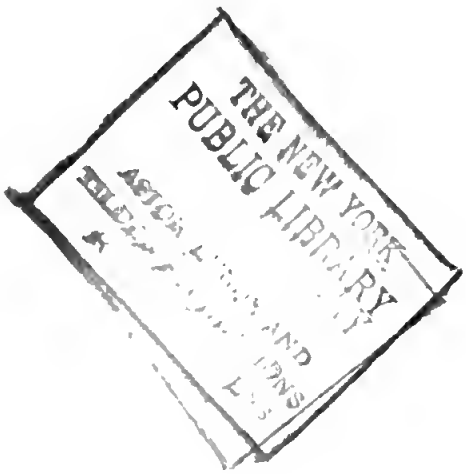
OTTO von GOTTBERG

Digitized by Google

Otto von Gottberg

Theodore Rooſevelt

Digitized by Google


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Theodore Roosevelt

Theodore Rooſevelt

von

Otto von Gottberg

(Zweite Auflage)

Berlin W. 30
Concordia Deutſche Verlags-Anſtalt,
Hermann Ehbock

1908

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
418987
R 1905 L

Alle Rechte vorbehalten

Published Juni 30. 1908. Privilege of Copyright in the United States reserved under the Act approved March 3. 1905 by Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock, Berlin W.30

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Häufig wie Deutſche klagen auch Amerikaner, daß es unſerer Zeit an Erben des Genies der Großen von einſt gebricht.

Und, wie wir, irren die Yankees.

Der geſunde Volksorganismus gebiert zu rechter Stunde den Starken, der ſeiner Zeit Aufgaben bewältigt. Für Tage der Kämpfe und Kriege gibt der virile Volkskörper dem großen Schlachtendenker das Leben, und neben ihm reift im Schoß der Nation ein mächtiger Staatsmann, berufen, die Frucht der Saat von Blut und Eiſen zu ernten.

Das Zeitalter der Induſtrie, das in den ſiebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts anbrach, benötigte weniger des Staatsmanns und Strategen auf der Wahlſtatt als des Induſtriehauptmanns und Feldherrn des Handels. Geniale Taktiker der Geſchäftswelt gebar jedweder robuſte

Völkerleib. — Wagemutige, die uns zunächſt als Abenteurer galten, umgürteten die Nordhälfte der weſtlichen Hemiſphäre mit Stahlbändern und führten auf ihnen hinter Stahlroſſen Angriffskolonnen der Ziviliſation in Prärie und Urwald. Während nur eines Menſchenalters wurden auf ihr Geheiß Millionen von Quadratmorgen urbar; Millionen von Schornſteinen reckten ſchwarze Häupter zum Firmament; Millionen Hände entriſſen der Erde Öl und Kohle. Ja, Wind und Wetter ſchienen dem Machtwort dieſer Titanen der Geſchäftswelt gehorſam, denn der glühende Hauch, der aus der Wüſte von Neumexiko einſt ſengend und mordend über die Prärie von Oklahoma, Kanſas, Nebraska und Jowa ſtrich, erkühlte auf der von der Pflugſchar gewendeten und aus Kanälen befeuchteten Scholle zu lauer Briſe. Freilich brauchen wir auch die größten Pioniere der neuen Welt nicht genialer zu glauben als jene Führenden des deutſchen Handels, die gleichzeitig das Fundament des wirtſchaftlichen Wohlſtandes des neuen Reiches fügten. Als kommerzielle Freibeuter oder Korſaren konnten amerikaniſche Induſtriehauptleute die Hand auf

Quadratmeilen von Wildland legen, in dem offen, zugänglich dem Blick ihrer Augen wie dem Griff ihrer Finger, Goldgruben glänzten, Hilfsquellen ſprudelten und Schätze lagen, reicher als je ſie die Phantaſie von Märchendichtern erträumte. Auf Schritt und Tritt dagegen mußten deutſche Unternehmer das Eigentum oder verbriefte Rechte des Nachbarn wie des Gemeinweſens reſpektieren und auf dem Wege zu Gewinn oder Erfolg Straßen vermeiden, über deren Zugängen eines älteren Kulturlandes Geſetze die Warnungstafel „verbotener Pfad“ befeſtigt hatten. Trotzdem ſchufen ſie auf armer, geizender, oft widerſpenſtiger Scholle ein ökonomiſches Imperium, das mit dem Rieſenreichtum von Rieſenreichen in Wettbewerb trat!

Hüben wie drüben ſollte in Männern, die derart alten Wohlſtand mehrten oder neue Werte ſchufen, die Volksauffaſſung Repräſentanten nationaler Größe ſehen. Indeſſen noch iſt ſie dem Flug der Zeiten nicht gefolgt. Der Deutſche namentlich mag oft und lange der Erde Hochſtraßen befahren, ehe er begreift, daß ſeit den Tagen, an denen der alte Wilhelm, Bismarck und Moltke ins Grab ſanken,

Namen wie Hapag, Lloyd, Krupp in der Fremde heller und leuchtender als alle anderen für des Reiches Anſehen zeugen. Der Menſchheit Denken lebt wohl noch in den Tagen nationalen Werdens der Völker. Damals, vor und während der Stabilierung der Nationen, die wie uns auch Yankees im Donnerhall, nämlich des Bürgerkrieges, kam, konnten nur Generale und Staatsmänner wahre Mehrer nationaler Größe ſein. Geniale ihres Standes und Berufs vermißt die Menſchheit, obwohl ſie heute ihre Kraft kaum zur Hälfte betätigen könnten. Das Sehnen namentlich nach dem großen Staatsmann, einem Erben des Ruhms und des Genies Bismarcks oder Lincolns, klingt aus Wort und Schrift der alten wie der neuen Welt. Der Heißhunger nach Menſchengröße kürt kurzlebige Tageshelden, die bald unter ſchallendem Hohngelächter wieder von der Weltenbühne treten oder gar gleich Stöſſel hinter Gitterſtäben verſchwinden. In Monarchien mag auf eine Art das ſeltſame Sehnen durch kluger Herrſcher Tatkraft geſtillt werden. In Republiken aber klammert es ſich wahllos an jede pittoreske Figur der Tagesge-

ſchichte, die oft nur durch buntes Narrenkleid von der Allgemeinheit abſticht. Wer wollte beſtreiten, daß Boulanger vielleicht doch noch die Kaiſerkrone getragen hätte, wenn ihm nicht pittoresker noch als der Pomp des Krönungsakts in Notre Dame ein Ende auf dem Grabe ſeiner Maitreſſe gedünkt hätte?

Und das amerikaniſche Volksſehnen, das täglich das Andenken Waſhingtons und Lincolns heraufbeſchwor, ohne ihnen einen Zeitgenoſſen vergleichen zu können, umklammerte ſchließlich mit etwas wie Wehmut und wohl auch Verzweiflung die pittoreske Erſcheinung Theodore Rooſevelts. Groß dünkte ſeinen Landsleuten für ein Weilchen der Mann, an dem die Zeitgenoſſen gar bald zu zweifeln und zu mäkeln begannen und den die Nachwelt einen Politiker wohl großer Worte, aber nicht nur kleiner, ſondern auch kleinlicher Taten nennen dürfte.

Treu und loyal iſt der Politiker Rooſevelt ohne Zweifel. — Die Partei gilt dem normal empfindenden Amerikaner mehr als uns. Ihren Fanatikern iſt ſie Herrſcherin von Gottes Gnaden, wenn der Herr ſie nicht gerade für Nachläſſigkeit oder Sünden mit einer Niederlage an der Wahlurne beſtrafte. Der überzeugte Parteigänger iſt bereit, ihr Exiſtenz und Zukunft zu opfern. Rooſevelt tat es mehr als einmal. Der junge Politiker, eigentlich noch Rekrut der republikaniſchen Partei, hatte ſich als Mitglied des Newyorker Staatsparlaments durch furchtloſe Sprache gegen die Korruption bereits einen Namen von gutem Klang und achtbaren Anhang unter den Wählern gewonnen, als deshalb die Parteileitung ihn beauftragte, in der beginnenden Kampagne gegen ſeine Überzeugung für Blaine zu ſprechen. Rooſevelt murrte und proteſtierte, aber gehorchte, bis die Schlacht geſchlagen

und die von ihm prophezeite Niederlage der Republikaner beſiegelt war. Für immer, ſo ſchwur damals der ſtets Wandelbare und Unbeſtändige, kehrte er dann der Politik den Rücken und ſein Antlitz weſtwärts.

Die jüngeren Söhne des begüterten Newyorker Patriziats, dem Rooſevelt als Nachfahr eines im Jahre 1649 in Neu-Amſterdam gelandeten Cläs Martenszen van Roſenvelt angehörte, träumten damals von Erwerb und Bewirtſchaftung weiter Latifundien auf der unendlichen Ebene jenſeits des Miſſiſſippi, und unter den Cowboys, die zu Beginn der achtziger Jahre Rinderherden über die Prärie zur Verladung auf den Bahnhof von Kanſas City trieben, raſteten im Schatten der Güterwagen gar manche, die ſich von ähnlichen Dingen wie gleichzeitig ihre Brüder oder Vettern in Klubs der Fünften Avenue in Newyork unterhielten. Erzählungen von ſchnell erworbenen Reichtümern hatten ſie nicht minder als Berichte von dem abenteuerlichen, gefahrvollen Leben unter Grenzern, Trappern, Jägern und Indianern in das Neuland der amerikaniſchen Legende und Ver-

heißung gelockt. Guten Magen und gute Muskeln mußte haben, wer auf der tollen Jagd um die galoppierend durchgehende Herde Bügel an Bügel mit dem Cowboy reiten oder im Lager ihm Genosse sein wollte. Nach Herkunft, Vergangenheit und Familie aber wurde er nicht gefragt. Ob der Neuling aus den Staaten vor Mann, Frau, Gesetz oder Gläubiger geflüchtet, war einerlei, wenn er fest im Sattel saß und Brot oder Wolldecke am Feuer redlich mit dem Kameraden teilte. Herren und Knechte gab es nicht unter den der Sklaverei der Zivilisation Entflohenen. Roosevelt konnte als Erbe eines Vaters, der reich genug war, im Bürgerkriege zwei Regimenter anzumustern und an den Feind zu schicken, sein eigen Vieh und Weideland erwerben. Aber als Kamerad ritt er unter dem Sombrero des Cowboy mit ihm über den Ranch um die Herde oder auch auf der Jagd hinter dem braunen Büffel und grauen Wolf der westlichen Ebene. Er lebte der Zivilisation nahe genug, um von der fernen Poststation gelegentlich Bücher und Briefe abholen zu können, aber von Politik hörte er wenig, bis ihn das Schreiben erreichte, durch

welches die Partei ihn zum Kandidaten für das Amt eines Oberbürgermeiſters von Newyork ernannte. Der Weiſung gehorſam, ſattelte und ritt er, ehe des Tages Sonne ſank. Nach der Wahl koſtete er die Bitterkeit einer Niederlage. Doch gerade als Geſchlagener glaubte der Starrköpfige ſich nun wieder auf dem Felde politiſcher Betätigung behaupten zu müſſen. Rooſevelt ging unter die Amterſucher. Als Polizeikommiſſar ſeiner Vaterſtadt Newyork zeigte er den Mitbürgern, daß mit ihm zu rechnen ſei, daß er bemerkt ſein wolle. Von nun an drängte er ſich, berufen oder unberufen, vorn an die Rampe jeder Bühne, auf der er eine auch noch ſo beſcheidene Rolle ſpielte. Ohne Unterſtützung des Polizeipräſidenten und gegen den Rat und Willen wenigſtens eines der drei anderen „Commissioners“ unternahm der neue Beamte einen Kreuzzug gegen Kneipwirte, die entgegen dem geſetzlichen Verbot ihre Türen auch Sonntags durſtigen Gäſten öffneten. Genau wie er ſpäter als Bundespräſident verſprach, die „verbrecheriſch Reichen“ dem Straf-, wenn nicht gar dem Nachrichter auszuliefern, ſo ſchwur er in ſeiner bilder-

reichen Ausdrucksweiſe bei allen Yankees bekannten Heiligen, daß er die Kneipen ſchließen und ihre Beſitzer hinter Gefängnismauern bringen werde. Nichts dergleichen geſchah damals oder heute. Doch erreichte der Redſelige ſeinen Zweck. Nicht nur Newyork, ſondern ganz Amerika hörte von ihm und las in den Zeitungen bewundernd von ſeiner Rührigkeit. Dienſtliche Rundgänge durch die Stadt unternahm der frühzeitig im Journalismus um Freunde Werbende zur Nachtzeit in Begleitung von dankbaren Reportern, die dafür von einem neuen Harun al Raſchid erzählten. Auch ſonſt wußte Rooſevelt Freunde zu gewinnen. Milizoffizier und einſtiger Zögling Harvards, der auf der Univerſität Mitglied der exkluſivſten Klubs geweſen, fand er leicht Zutritt zu jener Geſellſchaft, in der ſich bei uns der Reſerveoffizier und ehemalige Korpsſtudent aus alter und wohlhabender Familie bewegen kann. Nicht eigentlich Damenmann, verſtand Rooſevelt es doch, ſich namentlich bei älteren Frauen von Rang und Stand beliebt zu machen. Einen Streber, mit den lobens- wie tadelnswerten Eigenſchaften eines ſolchen, hätten wir ihn auf

deutſchem Boden genannt. Unter ſeinen Gönnerinnen war die Gattin jenes Bellamy Storer, der im Jahre 1896 einen nicht unbeträchtlichen Teil der Koſten der Wahlkampagne Mac Kinleys beſtritt. Amerikaniſcher Brauch berechtigte das Storerſche Ehepaar, von dem erwählten Präſidenten Vergünſtigungen nicht nur für das eigene Haus, ſondern auch deſſen Freunde zu fordern. Rooſevelt bekannte Frau Storer, warum er ſich zum Marineminiſter berufen glaubte. Als Zweiundzwanzigjähriger hatte er eine Geſchichte des Seekrieges von 1812 geſchrieben, die nicht in Amerika, wohl aber in England berechtigte und wohlwollende Aufmerkſamkeit unter Fachmännern erregte, weil endlich einmal ein Amerikaner die Kämpfe zwiſchen ſeinem Vaterlande und England mit unparteiiſcher Sachlichkeit zu ſchildern verſuchte.

Frau Storer machte den Präſidenten mit dem Ehrgeiz ihres Schützlings vertraut. Mac Kinley lachte. Nein! Einen jungen Heißſporn wie Rooſevelt könne er im Kabinett am allerwenigſten auf dem Poſten des Marineminiſters brauchen; er würde Offiziere zu Jingoes erziehen, Kapitäne

auf abenteuerliche Miſſionen ſchicken und die Nation der Gefahr eines Krieges ausſetzen. — Doch Frau Storer gab nicht nach und ſetzte durch, daß Rooſevelt immerhin zum Unterſtaatsſekretär im Marineminiſterium ernannt wurde. Wie er als Stellvertreter ſeines Chefs grobe Verſtöße gegen die Diſziplin beging, den Vorgeſetzten täuſchte und gegen mit ihm getroffene Vereinbarungen handelte, hat der Miniſter Long ſelbſt in ſeinen Memoiren beſchrieben. Mac Kinley bereute die Ernennung, und Frau Storer tat ein Gleiches, als Präſident Rooſevelt die einſtige Wohltäterin, die ihm den Weg in das Weiße Haus ebnete, eine Frau, ohne zwingende Notwendigkeit öffentlich der Lüge zieh und ihren Gatten als Botſchafter am Wiener Hof verabſchiedete. — Nicht gering iſt die Zahl einſtiger Gönner, die Rooſevelt gebraucht, benutzt und dann nach Streberart nicht nur vergeſſen, ſondern auch geſchädigt hat. Daß er Freunden die gleiche Treue wie der Partei wahrte, kann niemand behaupten.

Der Unterſtaatsſekretär Rooſevelt trat ſeinen Dienſt im Jahr vor Ausbruch des Krieges mit Spanien an. Sein Amtszimmer im Marine-

miniſterium wurde ein Verſammlungsort kriegsluſtiger junger Offiziere. Wenn er ſich in ihrem Kreiſe den Kopf heiß geredet, erſchien er, ein Wichtigtuer und Hans Dampf in allen Gaſſen, im Auswärtigen Amt, im Kriegsminiſterium und den Räumen anderer Behörden, überall mit der Miene des berufenen Warners oder Beraters ſich zu ſchaffen machend, überall ſprechend und ſich gebärdend, als ob er die Verantwortung für das dienſtliche Tun jedes Staatsbeamten auf den Schultern trage. Er predigte freimütig den Krieg. Aber Mac Kinley, der nur wider Willen ſchließlich dem Drängen der Preſſe nachgab und den leicht abzuwendenden Konflikt vermeiden wollte, nahm Rooſevelt nicht ernſt. „Unſere Kriegspartei“ nannte er ihn ſcherzhaft. Viele Zeugen hatte ein Vorfall, der den Verkehr des heutigen Präſidenten mit ſeinem Vorgänger charakteriſiert. Nach Waſhington kam, lange ehe mit der Möglichkeit eines Krieges zu rechnen war, Nachricht von der Ausreiſe jenes ſpaniſchen Kreuzergeſchwaders, welches am 4. Juli 1898 vor Santiago ein unrühmliches Ende fand. Erregt ſtürzt der ſtellvertretende Marineminiſter

Rooſevelt ins Weiße Haus. Er unterbricht den gerade Parlamentarier empfangenden Präſidenten mit der Frage, wie er die Entſendung eines ſpaniſchen Geſchwaders nach Cuba zu beantworten gedenke. Mac Kinley gibt trocken zurück: „Was würden Sie ſelbſt tun, Mr. Secretary?“ Rooſevelt erhebt nach ſeiner Art die geballte Rechte und läßt ſie ſchallend in die flache Linke fallen: „Wenn die Nachricht ſich beſtätigt, Herr Präſident, dann würde ich den Spaniern eine Flotte entgegenſchicken, um ſie auf halbem Wege über den Atlantic zu zerſchmettern!“ — Mac Kinley dreht ſich auf dem Abſatz um und lacht herzlich, laut und lange. Der Empfang des Unterſtaatsſekretärs iſt beendet.

Trotzdem darf der Mann, dem ſpäter der Nobelpreis ward, ſich rühmen, mehr als irgend ein anderer für den Ausbruch des Krieges verantwortlich zu ſein. Auch die Vertreter der gelben Preſſe, die damals zu den Waffen rief und den Konflikt ſchließlich unvermeidlich machte, fanden in Waſhington ihr Hauptquartier, Information und Stoff für Alarmgerüchte im Amtszimmer Rooſevelts. —

Die „Maine" flog auf. Der Befehl zur Mobilmachung auch der Marine erging. Das Pflichtgefühl eines Beamten, der selbstlos nur dem Interesse des Gemeinwohls diente, hätte Roosevelt nun an die stille Amtsstube gefesselt. Dem Streber, der Karriere machen wollte, war solche Rolle nicht glänzend genug. Nicht nur auf der Bühne des Kriegstheaters, sondern in ihrer Mitte, vorn, dicht an der Rampe, von den Zuschauern bemerkt und beklatscht, wollte er mitspielen! Mochte nun wer wollte mit staubigen Akten, mit Sorgen um Nachschub und Munitionsersatz sich plagen. Theodore Roosevelt warf die Bürde seines Amtes unter den Schreibtisch und erbat vom Präsidenten Erlaubnis, ein Freiwilligenregiment nach Kuba zu führen. Mac Kinley kannte nunmehr seinen Pappenheimer! Er entsprach Roosevelts Wunsch, ihn ins Feld und an die Front zu schicken, aber ernannte ihn nur zum Oberstleutnant des 1. berittenen Freiwilligenregiments und unterstellte ihn dem bescheidenen Oberst Wood, der bislang Leibarzt im Weißen Hause gewesen war.

Als Etatsmäßiger einer Truppe der zweiten Linie war es ſchwer, die Aufmerkſamkeit der Maſſen zu erregen. Indeſſen es währte nicht lange, bis Rooſevelt ſich vom Schreck erholte und Rat wußte. Dem Doktor Wood verſprach er, für das Anwerben der Leute zu ſorgen. Dann brach er nach dem Weſten auf und rief die einſtigen Lager- und Jagdgenoſſen aus Cowboyland zu den Fahnen. Die Idee war ſo pittoresk wie die Truppe, die er dann nach ihrem Verſammlungsort in Tampa auf Florida führte. Des Kopfzerbrechens über ſeine Stellung im Regiment und das Verhältnis zum Kommandeur war der Oberſtleutnant nun enthoben. Söldnern war ſchon zu Frundsbergs Zeiten Führer und Chef, wer das Handgeld zahlte und die Werbetrommel rühren ließ. Der Fahne Rooſevelts, aber nicht Woods folgten die Cowboys und Newyorker Sportliebhaber, die ſich in Tampa zuſammenfanden. Es blieb nur noch übrig, auch das amerikaniſche Publikum zu überzeugen, daß kein anderer als Rooſevelt das 1. Berittene der Freiwilligen kommandiere. Rat auch hierfür wußte ein Zeitungskorreſpondent und Vertrauter, der

noch heute, bei dem täglichen Gange ins Weiße Haus vor den Bundespräſidenten tretend, wohl lächelt, wenn er ſich erinnert, wie er ihm damals ſagte: „Mr. Rooſevelt, nennen wir die Truppe ‚Rooſevelts Regiment Rauher Reiter'; die vier R werden in Ohr und Gedächtnis jedes Zeitungsleſers haften bleiben!" Geſagt, getan. Das geſpannte Intereſſe aller Amerikaner folgte der Truppe, die fortan ihr Lieblingskorps war. Dafür, daß es während der Kampagne nicht erloſch, würde der Oberſtleutnant ſorgen!

Während daheim Farmer und Bürger Bilder der Rauhreiter bewunderten, auf denen ſie als eine verwegenere und zweifellos wildere Jagd denn die Lützows erſchienen, zog das Regiment ohne Pferde nach und durch Kuba. Im Gefecht von Santiago ging Rooſevelt ſeinem Regimentskommandeur mit einem bunt und beliebig zuſammengerafften Trupp durch. Nach vorn, wohlverſtanden! Hinter der Front hat nie jemand den Oberſtleutnant von Santiago geſucht. Mutig die breite Bruſt dem allerdings ſchon erlahmten Feuer ſpaniſcher Schützen preisgebend, machte er den

Sturmlauf in die feindliche Stellung mit. Spötter unter ſeinen Landsleuten behaupten, daß er noch größere Kühnheit bekundete, als er ſich ſpäter von Wereſchtſchagin hoch zu Roß an der Spitze der den San Juan-Hügel ſtürmenden amerikaniſchen Schützenſchwärme malen ließ.

Sobald die Arbeit für das Vaterland getan und Theodore Rooſevelt aus dem Sattel geſtiegen war, begann er nicht minder eifrig in eigener Sache zu wirken. Nach löblicher Tradition weigerten ſich die Offiziere des ſtehenden Heeres, der Korreſpondentenſchaar über ihre eigenen Waffentaten Rede zu ſtehen. Aber durch keine Überlieferung glaubte der Oberſtleutnant ſeine Zunge gebunden, da er längſt erfahren, wie das journaliſtiſche Handwerk ſich für Mitteilſamkeit eines Befragten zu revanchieren weiß. Es ſei nicht behauptet, daß er ſich Selbſtlob zollte. Sicher iſt nur, daß er bis tief in die ſinkende Nacht vor Reportern ſeine Lippen rührte. Auch mag verſtändlicher Korpsgeiſt ihn beſtimmt haben, zu verſchweigen, daß es reguläre Truppen, aber nicht Freiwillige und Rauhreiter waren, die den Kampf einleiteten, durch-

führten und gewannen. Jedenfalls galt er dem Zeitungen leſenden Amerika am nächſten Morgen als d e r Held des Tages von Santiago.

Nach dem frohen Feſt des Schlachttages begann des Krieges grimmer Ernſt. Saure Pflicht gebot, in ſumpfigen, fieberdurchſeuchten, von Moskitos umſchwärmten Lagern in tropiſch ſchwüler und heißer Luft herumzuliegen, Sieche zu pflegen, Verſtorbene zu begraben und betrügeriſcher Armeelieferanten verdorbenes Fleiſch herunterzuwürgen. Wieder verſagte Rooſevelts Pflichtgefühl! Der zum Oberſt Beförderte verging ſich gegen die Gebote der Subordination wie einſt der ſtellvertretende Marineminiſter. Über die Köpfe ſeiner militäriſchen Vorgeſetzten hinweg ſchickte er mit anderen Kommandeuren von Freiwilligentruppen ein Pro Memoria an die heimiſche Regierung: ſie ſeien gewillt geweſen, im Kampf, doch nicht am Fieber zu ſterben, und forderten Rückſendung in die Heimat! Damit keiner ſeinen Namen an die Spitze ſtellen brauchte und als Rädelsführer gelten konnte, zeichneten die meuternden Kommandeure das Dokument in einem aus ihren Unterſchriften

gebildeten Kreiſe. — Keine ſchöne, keine patriotiſche, keine männliche und ſicherlich keine ſoldatiſche Tat!

Die Siegesfreude ſollte durch kein Strafgericht vergällt werden. Die Freiwilligen durften heimkehren. Rooſevelt drängte es, den jungen Kriegsruhm für ſeine politiſchen Ziele auszubeuten. Er ließ ſich kaum Zeit, in Tampa das nun von ihm befehligte Regiment abzumuſtern. Gerade zu rechter Stunde noch erreichte er Newyork, um in Wahlverſammlungen begeiſterten Mitbürgern von Santiago erzählen und ſich zum Gouverneur des Staates wählen laſſen zu können.

Der Gouverneur nahm dem Anſchein und ſeinen Worten nach wieder den Kampf gegen Korruption und Beutepolitik auf. Wenn immer er in Botſchaft oder Rede zu den Bürgern des Staates ſprach, predigte er mit der Eindringlichkeit eines Fanatikers Red- und Rechtlichkeit. Zum Apoſtel einer „kriegeriſchen“ Ehrlichkeit machte er ſich nach dem Wort von Carl Schurz, des ſcharfſichtigen, zeitgenöſſiſchen Hiſtorikers Amerikas, der damals ſchon zwiſchen einem „wirklichen Rooſevelt“ und einem „Rooſevelt der Legende“ unterſchied.

Der Rooſevelt der Legende, die Idealgeſtalt, welche die Maſſen ſich aus ſeinen Worten formten, war nicht nur ſelbſt hoch über Unrecht und Eigennutz erhaben. Er verdammte nicht nur erbarmungslos politiſche Unredlichkeit, ſondern forderte auch, daß ſie verfolgt und beſtraft werde bis ins dritte und vierte Glied. Es ſpricht für das Rechtlichkeitsgefühl, aber nicht für die Intelligenz des amerikaniſchen Volkes, daß der Mann, der derart mit Abſcheu und heiliger Verachtung von allem Schmutzigen und Gemeinen ſprach, ohne vom Wort zur Tat zu ſchreiten, mehr und mehr ein Liebling der Nation ward.

Krieg bis aufs Meſſer erklärte Rooſevelt, der Redſelige, namentlich der Herrſchaft des politiſchen Parteiboß. In Newyork war wie in einer Mehrheit der anderen Bundesſtaaten die republikaniſche gleich der demokratiſchen Partei zu einer Maſchine geworden, deren Räder am Wahltage gehorſam dem Willen eines Führers, des Boß, zu deutſch: Baas, ſchnurrten. Er ernannte Kandidaten oder Beamte, nicht weil Verdienſt oder Veranlagung ſie für einen Poſten eigneten, ſondern weil ſie an

der Urne Wahlſtimmen ablieferten und als ſeine Kreaturen willig waren, im Amt Privilegien an den Meiſtbietenden zu verkaufen. Nicht nur darauf beſchränkte ſich des Parteibaas verbrecheriſches Tun. Er brandſchatzte, um die eigene Taſche oder die Kaſſe der Partei zu füllen, Private wie Induſtrieen. Einem Gewerbe, wie etwa dem der Brauer oder Apotheker, wurde eine Kontribution auferlegt. Blieb die Zahlung aus, ſo dekretierte der Baas die Erlaſſung eines die widerſpenſtige Induſtrie ſchädigenden Geſetzes. Oft unterbreitete er ein ſolches dem Staatsparlament nur, damit die Angehörigen eines Gewerbes unaufgefordert in die Taſchen griffen. Darum eben entſtanden auf amerikaniſchem Boden jene Berufs- oder Gewerbsvereine, die ihren Mitgliedern Steuern auferlegen, um jederzeit die Anſprüche der Politiker befriedigen zu können. Sogar die Newyorker Schutzmannſchaft ſah ſich gezwungen, von ihren kargen Gehältern Beiträge in eine ſolche Korruptionskaſſe abzuführen. Sie leerte ſich, ſobald der Baas der gerade herrſchenden Partei ſoloniſche Regungen empfand. Denn daran, daß ſeine Kreaturen im Parlament

jedwede ihnen durch den Allgewaltigen zugehende Vorlage annehmen und gutheißen würden, war niemals zu zweifeln.

Im Staat Newyork ſtand hinter und über dem Gouverneur Rooſevelt als Parteideſpot der Bundesſenator Platt, ein Beutepolitiker, der mit unſauberer und brutaler Erpreſſerhand bis in die ekle Tiefe von Bordellen und Kaſchemmen griff. Dem ernſten Wollen eines weniger geſprächigen Nachfolgers Rooſevelts gelang es, das Joch dieſes politiſchen Hehlers und Stehlers abzuſchütteln. Rooſevelt ſelbſt bekämpfte ihn vor der Öffentlichkeit, aber paktierte im Geheimen mit dem Parteigewaltigen, deſſen Hilfe er in kommenden Wahlſchlachten gebrauchen würde! Es war eine bittere Stunde für die Verehrer des modernen Sankt Georg Amerikas, als ſie laſen, daß Rooſevelt auf Beſuchsfahrten nach Newyork mit Platt zu frühſtücken pflegte, ehe der Baas an ſein ſchmutziges Tagewerk ging. Ähnlich hat Rooſevelt gar oft ſich im hellen Licht des Tages als unverſöhnlicher Gegner politiſcher Korruption gebärdet und nach Anbruch des Schummerſtündchens mit ihr Kompromiſſe geſchloſſen. —

„Mein lieber Herr Harriman, wir ſind doch beide praktiſche Menſchen und dürften uns ſchon einigen, wenn Sie mich einmal im Stillen im Weißen Haus beſuchen", ſchrieb er als Bundespräſident vor den Wahlen des Jahres 1904 an den Eiſenbahnmagnaten, den er öffentlich Verbrecher nannte und beſchuldigte, als Direktor von Lebensverſicherungsgeſellſchaften die Witwen und Waiſen zu beſtehlen. Zweck des Briefes war, Harriman zu beſtimmen, von der den Witwen und Waiſen geraubten Beute ein Scherflein in jene Kaſſe zu werfen, welche die Koſten der Wiederwahl des Präſidenten beſtritt. Und der geniale Freibeuter der Geſchäftswelt gab gern, ſchnell und reichlich. Er gehört, wie damals wohl noch immer, zu jenen Geſetzesverächtern des Hochdollartums, die dem Reformator im Weißen Hauſe eine lange Amtszeit wünſchen. Die Erfahrung vieler Jahre hat ſie überzeugt, daß er ſie nicht ſchädigen wird. Seine Worte machen das Volk glauben, es werde wirklich ein Vernichtungskrieg gegen die unrechtmäßig ſich bereichernde Großfinanz geführt, während ſie doch ungeſtraft neuer Beute nachgeht.

Gering war immerhin die Zahl jener, die Rooſevelt damals ſchon gleich Schurz oder Harriman durchſchauten. Auch wurde es dem Großkapital unbehaglich, vom Gouverneur täglich in Volksreden an den Pranger geſtellt zu werden. Es beſchloß daher, ihn durch ſeine eigene Partei, die von der Hochfinanz ſubventionierten Republikaner, kalt zu ſtellen, auf einen toten Strang zu ſchieben, mit einer letzten Ehrung oder Ölung aus der politiſchen Laufbahn herauszukomplimentieren. Vor der Präſidentenwahl des Jahres 1900 wurde dem überraſchten Gouverneur auf dem Nationalkonvent von den Parteiführern mitgeteilt, daß er als Kandidat für das Amt eines Vizepräſidenten erkoren ſei. Rooſevelt ſchäumte vor Wut! Empört weigerte er ſich, einer Laufbahn ein Ende zu machen, die er jetzt wohl ſchon mit Sicherheit zum Ziel ſeines Strebens und Wirkens, in das Weiße Haus, führen ſah. Die politiſche Tradition der Vereinigten Staaten verbietet nämlich einſtigen Vizepräſidenten, ſich ſpäter um die höchſte vom Volk zu vergebende Würde zu bewerben. — Rooſevelt durchlebte wohl die ſchwerſte, die Schickſalsſtunde

ſeines Lebens. Im Hotelzimmer über dem gemeinſamen Verſammlungsſaal ſuchten ihn alte Freunde und Gönner wie Gegner auf. Alle baten, er möge in der Stunde der Entſcheidung nicht von der Parteifahne deſertieren. Er blieb hart und bei ſeiner Weigerung. Da trat Mark Hanna ein, Baas der republikaniſchen Landespartei, Präſidentenmacher und Bundesſenator für Ohio, ein pfiffiger, politiſcher Geſchäftsmann ohne Skrupel, der die Vereinigten Staaten während der bisherigen Amtszeit Mac Kinleys als Macht hinter dem Thron regiert und nun dem Hochdollartum verſprochen hatte, daß es auch während der kommenden vier Jahre Landesgeſetze ſeinem Willen gemäß biegen oder erlaſſen dürfe. Ein ſardoniſches Lächeln mag über die dicken, breiten Lippen des Hünen gehuſcht ſein, der Rooſevelt die Hand auf die Schulter legte und mit ſcheinbar von Kummer und Bewegung zitternder Stimme ſprach: „Sie müſſen ſich fügen, mein Sohn; hier auf dem Blatt in meinen Fingern ſehen Sie an der Hand der von meinen Lieutenants aller Staaten eingeſchickten Ziffern, daß wir Mac Kinley nur mit Ihrer Hilfe wählen können. Sie

ſelbſt gelten dem Volk leider noch als zu jung, um den Präſidenten erſetzen zu können, aber Sie haben während des ſpaniſchen Krieges genug Anhang im Elektorat gewonnen, um einem Programm, auf dem Ihr Name an zweiter Stelle ſteht, den Sieg erſtreiten zu können!“ Theodore Rooſevelt ſchüttelte den Kopf. Der grauköpfige alte Sünder und Menſchenkenner grollte: „Alſo ſoll durch Ihre Schuld die Partei unterliegen; Sie weigern ſich, ihr die eigene Zukunft zu opfern!“

Der letzte Hieb ſaß. Rooſevelt ſich weigern, der Partei ein Opfer zu bringen? Nimmermehr! Hart drückte er des Senators Hand: „Ich willige ein!“

Männlicher noch als in dieſer Stunde, da Frau Fortuna Rooſevelt ſchon das Maß für den bald auf ſeine Schultern fallenden Mantel der höchſten Würde und Bürde ſeines Landes nahm, ſchien er während der beginnenden Wahlkampagne. Mit einem Eifer ohne Gleichen ſprach und warb er für den Mann, den einmal die Partei als Präſidenten erkoren hatte, obwohl doch jedes ſeiner Worte ein Nagel zum Sarge des eigenen Lebenshoffens war.

Des Lächelns freilich erwehrte ſich damals, wie ſo oft, wohl niemand, der ihn bei der Arbeit ſah. In phantaſtiſchem Kleid, halb Rauhreiteruniform und halb Cowboykittel, ſprengte der immer Pittoreske im Galopp auf den Marktplatz weſtlicher Städte, um den Wählern nicht gerade als Nebenſache zu erzählen, „wie es eigentlich bei Santiago war". —

Mac Kinley wurde gewählt und von des Meuchelmörders Kugel auf die Bahre geſtreckt. Der Vizepräſident eilte nach Buffalo an des Präſidenten Sterbebett. Auch wer Rooſevelt nicht häufig ſah und nur oberflächlich kennt, fühlt doch, daß echte Herzensgüte und warme Anteilnahme an des Nächſten Leiden oder Geſchick neben Streben und Ehrgeiz in ſeinem Denken gar weiten Raum finden. Sicherlich führte neben dem Gebot der Pflicht ihn auch aufrichtig tiefe Trauer nach Buffalo. Doch Hanna gab ihm zu verſtehen, daß es ſich für den Erben nicht ſchicke, auf eines Sterbenden Schuhe zu warten. Tödlich verletzt fuhr Rooſevelt nach den Adirondacks. — So günſtig lauteten bald die Nachrichten aus Buffalo, daß er zur Jagdflinte griff. Es würde wohl alles beim alten bleiben!

In ſpäter Abendſtunde kehrte er von der Pirſch zurück, als er das Telegramm mit der Aufſchrift „Dem Präſidenten der Vereinigten Staaten“ fand.

Wie immer in Rooſevelts Leben mußte ſchnell das Schickſal nun einen pittoresken Hintergrund für das Tun des Mannes ſchaffen, auf den die Augen der Nation gerichtet waren. Des Präſidenten Pferde ſind nicht zur Stelle. Zu Fuß haſtet er in ein Dorf, deſſen Bewohner ihn nicht kennen. Ein Wagen wird aufgetrieben. Ein Gewitterſturm bricht herein. Auf halbem Wege zur vier Meilen entfernten Bahnſtation weigert ſich der Kutſcher, weiterzufahren, denn der Weg führt einen Abhang entlang, in den Wagen und Pferde in helleren Nächten ſtürzten. Da fragt der Präſident aus dem Dunkel der offenen Kaleſche heraus den Zaudernden, ob er wiſſe, wen er fahre? „Nein, Herr!“ „Den Präſidenten Rooſevelt!“ Der Kutſcher erwidert kein Wort, aber peitſcht den Abhang entlang die widerwilligen Pferde zum Ziel und denkt dabei, falls er Geſchichte lernte, vielleicht an einen Römer und ſein Glück. — — —

In Buffalo ſteht Rooſevelt zur Eidesleiſtung vor den Großen der Republik. Feierlichen Ernſt auf bleichen und bewegten Zügen, wiederholt er laut und langſam des Schwures Worte. In atemloſem Schweigen verhallen ſie. Die erſte Amtshandlung des neuen Präſidenten ſcheint beendet. Da hebt er abermals die Rechte, wendet ſich mit brennenden Augen zu den Zeugen und ſchwört gleich feierlich wie vorher, er wolle die Politik ſeines toten Vorgängers weiterführen. Niemand hat ſolches von ihm erwartet und niemand ihn dazu aufgefordert. Sein Handeln iſt ein ſpontanes, freiwilliges und in der amerikaniſchen Geſchichte ohne Vorgang. Hinreißen ließ ſich zu ihm der Mann, der ſtets für die Wirkung des Augenblicks lebt, dem ein impulſives Temperament Äußerungen auf die Zunge drängt, die er weder verantworten kann noch will. Er wußte, daß die Politik Mac Kinleys oder

richtiger Hannas nur den Intereſſen einer kommerziellen Oligarchie diente, der er in Wort und Schrift Krieg erklärt hatte. Ein Augenblick ruhiger Überlegung hätte ihm prophezeit, daß er ſehr bald mit jener Politik brechen werde. Doch die Gelegenheit, ſich vor dem um einen Märtyrerpräſidenten trauernden Volk in Beifall herausfordernder Poſe zu zeigen, durfte nicht unbenutzt vorübergehen.

Auf den Bundespräſidenten Rooſevelt richteten ſich die Augen nicht nur ſeiner Landsleute, ſondern der Welt. Sie erwartete viel und Großes von ihm. Selten trug ſie einem Amerikaner wärmere Sympathien entgegen. Er ſchien ja ſo jung, faſt knabenhaft jung, und darum doppelt liebenswert in ſeinem hinreißenden Enthuſiasmus für alles Hohe, Edle und Schöne. Gehör und Beifall ward ihm, ſobald er die Lippen öffnete. Er ſprach nicht gerade ſelten. Täglich faſt klangen ſeine Worte auch über den Atlantic, und vielleicht durften wir uns damals ſchon ſagen, daß der Menſchheit oder der Nationen große Bürden, Pflichten und Sorgen am ſicherſten noch ſtets von Männern anderer Art getragen wurden. Schweigend und würdevoll gingen ſie

unter der Verantwortung Laſt, etwa mit der ſchlichten, leichten Grazie jener indiſchen Träger, die unter dem Zentnergewicht auf dem Kopf doch lächelnd und unhörbar, wenn auch feſt und furchtlos ſchreiten. Die wirklich großen Arbeiter am Wohl und Heil ihres Volkes gebärdeten niemals ſich als Fanatiker der Arbeit oder Apoſtel des „strenuous life“. Ihr Denken galt ihrem Schaffen, aber nicht ihrer Perſon. Ihrem Werk lebten ſie, aber nicht dem Schall und Schein. Fremd war ihnen Phraſe und Poſe.

Mit tönenden Phraſen der Verheißung hat der Präſident während nur ſiebenjähriger Amtszeit in Reden, die Vormittage, und in Botſchaften, die Zeitungsſeiten füllten, von Reformierung der Politik und des Geſchäfts ſeines Landes geſprochen. Nötig waren und ſind ſolche Reformen.

Das Rooſevelt immer gnädige Schickſal hatte von der Bühne, die er als Präſident betrat, eben die letzten der Helden und Staatsmänner aus der Zeit des Bürgerkrieges abberufen. Während dreißig Jahren hatte die Nation nicht nur die Wunden des Bruderzwiſts heilen, ſondern mit

der Kraft eines jungen Rieſen auch die Grenze ihrer Ziviliſation weſtwärts über des roten Mannes Jagdgründe bis zum Geſtade des Pacific ſchieben können. Dreißig Millionen unſteter Abenteurer waren während jenes Menſchenalters als Einwanderer ihren Vorläufern über den Atlantic gefolgt. Politiſche und ſoziale Traditionen, die ihnen lieb und beweglich waren, hatten alle wohl mitgeführt, aber im Taumel der neugewonnenen Freiheit ſchnell vergeſſen. Wenige begriffen, daß des Individuums Freiheit zu handeln dort eine Schranke zu ziehen iſt, wo ſie den Nachbarn oder das Gemeinweſen ſchädigt. Die Freiheit der jungen Nation war Zügel- und Zuchtloſigkeit. Macht ging vor Recht. Das Fauſt- oder Revolverrecht regierte, bis es die Herrſchaft an das Dollarrecht abtrat. Geriebenheit, Energie und Tatkraft — smartness — ſtanden höher als Rechtlichkeit im Wert. Für ſich nur ſtrebte und lebte der Bürger, und wie er Brot oder Habe erwarb, ging weder den Nächſten noch ſein eigen Gewiſſen etwas an, denn Beſitz und Reichtum gaben wie Macht auch Achtung, Anſehen und Abſolution für alle Sünden. Nicht

wider-, ſondern freiwillig beugte der Yankee jener Werdejahre ſeines Landes ſich der Herrſchaft des Dollars. Auf den Knieen gewiſſermaßen bot er dem Kapital wertvolle Privilegien, Freibriefe und Ausbeutungsrechte an, damit es Schienenſtränge lege, Telegraphennetze ſpanne oder die Schätze der Erde hebe und ihm die Möglichkeit biete, die Frucht ſeines Ackers zu Markt zu ſchicken oder den Ofen ſeiner Fabrik mit wohlfeilen Kohlen zu heizen. Der Zorn der Nachbarn enteignete den Farmer, der einer Eiſenbahn nicht das Wegerecht über ſein Grundſtück gab.

Später heiſchten und nahmen herriſch die verwöhnten Großen der Geſchäftswelt das einſt ihnen willig Gebotene und Angetragene. Sie verbündeten ſich mit den Politikern oder kauften ſie, damit ihr Geheiß Geſetze abändere oder verwerfe, wenn ſie nicht zu übertreten waren. Je mehr ihr Beſitz ſchwoll, deſto mehr wußten ſie ſich Herren des Landes, Alleinherrſcher, die mit brutaler Gewalt keimenden Wettbewerb vernichteten.

Allmählich erwachte im Volk Reue ob der Großmut, mit der es große Gaigneurs, Geſellſchaften,

Truſts und Monopole beſchenkt hatte. Der kleine Mann verlangte ſein Teil vom Rieſenreichtum des Landes, der gemünzt in den Geldſchränken weniger Bevorzugter zuſammenrollte.

Prosperity, nämlich Wohlſtand nicht nur der Nation, ſondern auch der einzelnen Bürger wurde das Schlagwort, welches die Summe nationalen Strebens wiedergab. Führer und Geſetzgeber des Volkes fragten noch nicht, wie der Nation Gewiſſen und Moral zu wecken, wie Rechtsbewußtſein und Kultur zu mehren, ſondern wie des Bürgers Börſe und Magen zu füllen ſei.

Während der Wahlkampagne des Jahres 1896 ſchien die Nation am tiefſten in den Abgrund des Materialismus zu fallen. Prosperity war wieder das Feldgeſchrei der beiden um die Herrſchaft ringenden Parteien. Kein Programm und keine Wahlrede tat anderer nationaler Ziele als jenem des Gelderwerbs Erwähnung. Wohlſtand ſchien Amerikanern nicht mehr als eine der Vorbedingungen zur Kulturexiſtenz, ſondern als Endzweck des Menſchen- wie Völkerlebens zu gelten. Damals noch, vor nur zwölf Jahren, ließ abermals ſich die

Nation von politiſchen Führern betören. Sie verſicherten, daß Wohlſtand nur durch Gewährung weiterer Privilegien an die Mächtigen des Hochdollartums zu gewinnen ſei. Zwiſchen zwei Übeln wählten die Bürger an der Urne. Die Demokraten heiſchten für Bergwerksbeſitzer das Vorrecht der Freiſilberprägung und die Republikaner eine Erhöhung der das Land bereits umſchließenden Zollmauer als Privilegium der Fabrikanten. Die eine wie die andere Partei verſprach den um ihre Fahne ſich ſcharenden Wählern für die nächſten vier Jahre — a full dinner-pail! — Alſo daß der Korb, in dem Kommis oder Arbeiter die Mittagsmahlzeit zur Stätte ihres Tagewerks tragen, gefüllt bleiben ſolle, war die Verheißung, mit der Mac Kinley und Hanna eine Nation begeiſterten und die Kampagne gewannen. — Dann erhöhte der Dingleytarif das Einkommen der Fabrikanten, welche die Koſten der Wahlſchlacht getragen hatten. Auch der Lohn des Arbeiters ſtieg, und es fehlte keinem Rührigen an Beſchäftigung. Die Nation ſchien wirklich ſich des erſehnten Wohlſtandes zu erfreuen, und ihre Handeltreibenden lebten taub

gegen Gebote der Moral dem Erwerb des Dollars allein. Es waren die goldenen Tage der ſpäter erſt ruchbar werdenden Spekulation mit Bankdepots und Fonds von Lebensverſicherungsgeſellſchaften.

Bald jedoch ſah die Maſſe des Volks ſich betrogen und ihren Wohlſtand wieder ſchwinden, weil auch höhere Löhne und Gehälter nicht hinreichten, um die durch den Hochſchutzzoll ſteigenden Preiſe für alle Lebensbedürfniſſe zu entrichten. Der kleine Mann begriff, daß er wieder einmal den Großen der Geſchäftswelt wertvolle Privilegien gewährt hatte, und mit der Erkenntnis kam der Wunſch, dem Großkapital, Truſts und Monopolen alle Vorrechte zu entreißen. Das iſt die Bewegung, die Rooſevelt, der pfiffige Politiker, der immer mit dem Ohr am Erdboden dem Tritt des Volksempfindens lauſcht, ſchon als Gouverneur werden und wachſen ſah. Der Präſident wollte und mußte nicht nur kraft ſeines Amtes, ſondern auch ſeiner Volkstümlichkeit ſich zu ihrem Führer machen. Er war ſeit dem Tage von Santiago Nationalheld und den Maſſen ein Abgott. Noch hatten Beſitz

und Bildung ſich nicht verdroſſen von ihm abgekehrt. Noch glaubten auch Denkende, er werde wenigſtens einen Teil ſeiner großen Verſprechungen einlöſen. Von ihm nur erwartete die Nation Rettung aus Nöten. Er nur verkörperte ihr Hoffen. Nie ward dem Chef eines Staatsweſens Gelegenheit geboten, den Pfad zu ſtaatsmänniſcher Größe als Liebling und Führer einer größeren Mehrheit ſeiner Landsleute zu nehmen. Rooſevelt betrat ihn nicht.

Nicht zum Staatsmann, der den Geiſt der Zeiten wider den Zeitgeiſt zu vertreten weiß, ward Rooſevelt, ſondern zum ſtändig um die Gunſt der Gaſſe buhlenden Volkstribunen, zum Demagogen, der jeden Augenblickswunſch der Volksſeele nachſprach und nicht nur gegen Übergriffe, Arroganz, Willkür und unberechtigte Privilegien des Kapitals, ſondern gegen den Beſitz und ſeine verbrieften Rechte überhaupt predigte, damit er ſeinen Halt über die Maſſen nicht verliere. Er fluchte den „verbrecheriſch“ Reichen, verdammte „krankhaft geſchwollene“ Vermögen und nannte mit den Feinden gefeſteter Geſellſchaft nur Enteignung oder Erbſchaftsſteuer von brutaler Höhe als Strafe oder

Heilmittel. Im Jargon der Zaungäſte um Rennbahn oder Fauſtkampfarena und der Beſucher von Spelunken oder Spielhöllen ſprach er von verdienſtvollen Großen der Induſtrie. Kein Schimpf- und kein Schmähwort war ihm bitter genug, um dem Haß der Maſſen gegen ſie Ausdruck zu geben. Faſt ſcheint es, als ob Theodore Rooſevelt dieſen Haß teile. Erklärlich wäre es nur, wenn er den königlichen Kaufleuten Amerikas ihr ſtolzes Herrentum neidet. — Wer brachte dem heimgeſuchten San Francisco erſte Hilfe? Harriman, der „Bandit“ und „Lügner“, der „Betrüger und Räuber an Witwen und Waiſen“! Unmittelbar nachdem er die Nachricht von der Zerſtörung des weſtlichen Terminus ſeiner weiten Bahnſyſteme geleſen, beſtieg er in Newyork einen Extrazug. Im Salonwagen dekretierend, diktierend, depeſchierend, leitete er die Verpflegung der pacifiſchen Staaten ein. Er fragte nicht nach Koſten, nach Ruhe, Eſſen oder Schlaf, denn Arbeit iſt ſolcher großen Organiſatoren Luſt und Erholung zugleich. Sein Geheiß ſtieß Fahrpläne um und wies Paſſagiere wie Frachtgut zwiſchen den Geſtaden zweier Weltmeere ab.

Nur Lebensmittel weſtwärts und Flüchtlinge oſtwärts trugen für eine Woche tauſende ſeiner Stahlpferde. Und während er dann, ein Diktator, aber überall helfender Diktator, über das Trümmerfeld ſchritt, ſaß ohnmächtig im Weißen Hauſe ſein Gegner, der Politiker, der nur die Nation zum Lockern ihrer Sparſtrümpfe auffordern und des Bundes Myrmidonen nach Californien ſchicken konnte. Zuſammengebrochen war dort die Autorität der Behörden von Bund wie Staat. Ordnung ſchaffte während der erſten Stunden ſchwerer Not Harrimans Herrſchgewalt!

Dem ſüdlichen Californien drohte eine Kataſtrophe durch einen Dammbruch. Die Bevölkerung flehte den Präſidenten um Hilfe an. Doch ſtanden ihm weder Material noch Pioniere zur Verfügung. Er mußte den Cäſar des Bahnweſens um Beiſtand angehen. „Allright“ flog es als Antwort Harrimans über den Draht zurück, und der „Bandit“ rettete mit Ingenieuren und Freiwilligen aus ſeinem nach Zehntauſenden zählenden Arbeiterheere einen Landſtrich, größer als zwei preußiſche Provinzen.

Nachdem unter Rooſevelts Führung und Regime Demagogen während eines halben Jahrzehnts Börſe und Kapital befehdet, drohte im Herbſt 1907 die „Rooſeveltpanik" dem Wohlſtand der Vereinigten Staaten für Jahre unheilbare Wunden zu ſchlagen. Die gemünzte Habe einer des Vertrauens in die Rechtlichkeit ihrer Geſchäftsleute und Unternehmer beraubten Nation verkroch ſich in Geldſchränke und Sparſtrümpfe. Reale wie papierne Werte ſchrumpften in Tagen zuſammen. Millionäre griffen zum Bettelſtab. Auf Bargeld wurden Prämien bezahlt und an die Haustüren nicht nur des Proletariats klopfte der Hunger. Wohl konnte der Präſident die Pforten des die nationale Goldreſerve beherbergenden Schatzamts öffnen und als Tropfen auf den heißen Stein etliche Millionen verteilen laſſen. Wer aber brachte Hilfe?

Morgan, der redliche Großbankier, der zu jedem auch noch ſo gewagten Unternehmen ſtets unter dem blitzblank ſauberen Banner ſeiner Firma alle benötigten Dollartruppen zuſammenſcharen konnte, wartete, bis, mit dem Hut in der Hand,

der Finanzminiſter als Vertreter Rooſevelts vor ihn trat. Dann rief er in ſeinem Kontor die Großen von Wallſtreet zuſammen: „Wir werden der Panik ein Ende machen; ich weiß, wieviel Bargeld Sie flüſſig machen können, um die Banken zu unterſtützen. Alſo öffnen Sie Ihre Geldſchränke; ich mache den Anfang!“

Bevor an jenem Tage die Börſe ſchloß, hatte die beſiegte Panik den Rückzug angetreten.

Gewiß betätigten dieſe Kapitalgewaltigen ſich nicht ſtets und lediglich als Retter des Vaterlandes und der Geſchäftswelt. In ſchweren Stunden der Nation ſtanden ſie ihren Mann. Als der Krieg gegen Spanien erklärt war und das amerikaniſche Volk eine Intervention Europas zugunſten Spaniens und des monarchiſchen Prinzips fürchtete, verſicherten die Beherrſcher der Newyorker Börſe murrend ihrer Regierung: „Wir waren gegen den Krieg, aber nun Ehre und Anſehen der Vereinigten Staaten ausgeſpielt ſind, habt Ihr carte blanche, unſere letzten Groſchen als Kriegsanleihen zu wagen!“ Sonſt aber war oft ihr Beſtreben, Beute um jeden Preis, auch den des Rechts und

Volkswohls zu machen. Rockefeller beſtellte zu Beginn des Finanzjahres die Präſidenten der Landesbahnen in ſein Bureau: „Sie werden mein Petroleum während der folgenden zwölf Monate zu den auf dieſem Papierblatt verzeichneten Sätzen befördern und meinen Konkurrenten den gleichfalls angegebenen höheren Preis für Fracht berechnen!“ — Baſta! Die Angeredeten verneigten ſich und gingen. Sie wußten, daß Widerſpruch ihnen nicht nur die Kundſchaft des Petroleumkönigs entzog. Rockefeller ſcheute ſich nicht, die Schienenſtränge ihm nicht Gefügiger durch den Bau von Konkurrenzbahnen zu paralleliſieren! Wie er, ein Meiſter nicht nur unredlichen Wettbewerbs, ſondern auch der grimmigen Kunſt, Gegner zu vernichten, ſchaltete auf dem Felde der Stahlinduſtrie als unerbittlich grauſamer und autokratiſcher Herrſcher der große Philantrop Carnegie. Gelungener als er hat ſelten ein Sterblicher auf Koſten der leichtgläubigen Menſchheit geſcherzt. Angeblich zog er ſich von Geſchäft und Erwerb zurück, um fortan nur Wohltun und Mitteilen zu üben, um Armut, Bedürftigkeit und Verdienſt zu beſchenken. Noch

heute gehören Carnegie mehr als die Hälfte der Bonds und Aktien des Stahltrusts, nämlich mehr als drei von etwa sechs Milliarden Mark! Noch heute bezieht er jährlich etwa 250 Millionen Mark an Zinsen. Noch heute ist mit diesem Betrage dank des Dingleytarifs das amerikanische Volk ihm tributpflichtig. Noch heute diktiert er nach Willkür den von Konsumenten zu entrichtenden Preis aller Produkte der Stahlindustrie. Der Mann, der niemals vergaß, selten vergab und auf dem Wege zum Erfolge über die Leichen vernichteter Konkurrenten schritt, versäumte tausend Gelegenheiten zu wirklicher Betätigung werktätiger Menschenliebe. Er läßt noch heute die Rechte wissen, was die Linke tut. Er gibt und gibt mit vollen Händen, aber er gibt nur, wenn das Geben ihn belohnt. Der maßlos Eitle blieb im „Ruhestand" seinen Geschäftsprinzipien treu. Ein Dollar, der seine Tasche verläßt, muß zwei zurücktragen. Nur steht des mit Gold übersättigten Finanzgenerals Sinn heute nach anderen als gemünzten Werten. Ehrungen aller Art, Verkehr mit Souveränen, Besuche von Gesandten großer Reiche und Denkmäler kauft ihm

der Dollar. Eiferſüchtig um die Anerkennung der Welt buhlend, baut er Bibliotheken nicht gerade unter einem „alias“. Dem nüchternen Urteil kann er gleichwertig weder Rockefeller und Harriman, den freimütigen Korſaren, die frank und rüde im Angeſicht von Gott wie Menſch ſündigen, noch dem genialen und redlichen Morgan gelten. Immerhin tat auch der unſympatiſchſte der „verbrecheriſch Reichen“ ſo Großes für ſein Vaterland, daß für alle Ewigkeit es ihm Dank ſchuldet. Er holte vom Staate Verſäumtes nach und ſchuf dem Lehrſtand, den amerikaniſchen Univerſitätsprofeſſoren, eine geſicherte materielle Exiſtenz.

Geringere Verdienſte, aber doch noch Verdienſte erwarben alle großen Freibeuter der amerikaniſchen Geſchäftswelt ſich um ihr Land. Gewiß mußte der Chef des Staatsweſens ihnen einen quo usque zurufen, wenn ſie das Landesgeſetz mit Füßen traten oder es vergewaltigten und Betrug verübten. Aber Rooſevelt vergaß, als er in zorniger Entrüſtung ſchwur, er werde Harriman hinter Gitterſtäbe bringen, daß der Bahnmagnat, der Hypotheken auf eine überhaupt noch ungebaute

Bahn aufnahm, nur geſchäftlichen Traditionen folgte, die faſt den Charakter eines verbrieften Rechts angenommen hatten. Tradition und laxe Geſetze waren ſchuldiger als der Mann.

Nie hat Rooſevelt bei Befehdung des Großkapitals berückſichtigt, daß die großen Pioniere amerikaniſcher Ziviliſation, die als Feldherren des Handels während eines Menſchenalters einen Kontinent der Kultur erſchloſſen, unmöglich mit dem Maß der Allgemeinheit zu meſſen ſind. Sie kämpften an der Front der Ziviliſation, als ſie ihr Lebenswerk und — vielleicht unbewußt — große Kulturaufgaben verrichteten. Sie erklärten ein Kriegsrecht, das über Landrecht ging, wie der Soldat, der an der Front vorm Feinde ſteht. Nur darum vollzogen ſich Entwicklung und Erſchließung des weiten Bodenareals der Vereinigten Staaten ſo ſchnell. Die Frage, wer mehr für ſein Vaterland getan, ob Harriman oder Rooſevelt, läßt ſich nur zugunſten des Bahncäſaren beantworten. Dank, warmen Dank erſt und vielleicht eine Warnung hätte ein klarblickender Staatsmann an die von Rooſevelt geſchmähten großen Freibeuter ge-

richtet, dann die laxe Gesetzgebung des Bundes durch eine straffe ersetzt und des Gesetzes Macht als den rocher de bronce stabilisiert, an dem Macht und Majestät des Dollars zerschellen. Eine solche wirkliche Reform hat Roosevelt nie eingeleitet. Er erging sich in zornigen Anklagen und Drohungen gegen die Übergriffe des Großkapitals. Als nur richtender Staatschef blieb er staatsmännisch unproduktiv. Wer seine Worte ernst nahm, wußte ihn stets bereit, den Bösen zu strafen. Aber die Einsicht und Klugheit, kommerziellen Sünden durch Gesetze vorzubeugen, fehlte ihm. Die Quintessenz seines staatsmännischen Strebens hat er selbst in der Forderung eines square deal for everybody – gleichviel Karten für jedermann – zusammengefaßt. Der dem Spielhaus entlehnte Ausdruck fehlt in keiner politischen Rede Roosevelts. Nicht nur die Worte muteten die Massen des amerikanischen Volkes an, sondern auch der Sinn, den der darum von seinen Gegnern nicht mit Unrecht als Sozialist bezeichnete Präsident ihnen beilegt. Gleiche Karten für alle heißt nach Roosevelts Erklärung, daß der Bürger die durch seine Arbeit

produzierten Werte auch erhalten ſoll. Sie können nur ſein eigen werden, wenn kein Brotherr ſie nimmt. Logiſch, aber auch demagogiſch folgert Rooſevelt darum weiter, daß die nicht durch eigene Leiſtung gewonnenen Dollars der „krankhaft geſchwollenen" Vermögen ihren Beſitzern zu nehmen ſeien. Obſchon danach gewillt, es mit der Minderzahl reich Begüterter zu verderben, will der Politiker indeſſen nicht auf die Stimmen der an der Urne immerhin einflußreichen Menge Wohlhabender verzichten. Darum gibt er zu, daß der ſeinen Mitbürgern als Fabrikant, Bankier, Autor oder in einerlei welchem Beruf Dienende Anſpruch nicht nur auf ſein täglich Brot, ſondern auch Butter darauf, nämlich auf einen gewiſſen Komfort habe. Zu dieſem Komfort gehöre es, daß der Sterbende ſeine Familie für Lebzeiten von Nahrungsſorgen frei wiſſe. Krankhaft geſchwollen und die Geſellſchaft ſchädigend wären alſo Nachlaß oder Beſitz von etwa Millionen.

Die Aufteilung geſchwollener Vermögen hat Rooſevelt nicht eingeleitet. Überhaupt hat ſeine dem Traumland Utopien entlehnte Sozialpolitik

keinerlei geſetzgeberiſches Reſultat gezeitigt. Wortenreich und tatenarm ſäte ſie den Wind des Klaſſenhaſſes, aus dem der Sturm des Aufruhrs aufgehen mag. Das Volksgemüt der Vereinigten Staaten empfindet heute wie das Frankreichs zur Zeit der blutigen Revolution. Wie es damals nur nötig war, einen Edelmann als Volksfeind zu bezeichnen, damit er die letzte Fahrt im Armſünderkarren antrete, ſo braucht ein amerikaniſcher Multimillionär nur als Reaktionär, nämlich Gegner des Rooſeveltſchen Regimes zu gelten, um von den Maſſen moraliſch guillotiniert zu werden. Der Reiche kann heute weder dem Kameel durch das Nadelöhr der öffentlichen Meinung Amerikas folgen, noch in das Himmelreich der Popularität gelangen.

Verſucht hat Rooſevelt ſeine Kraft an politiſchen Reformen. Aber den Sitz und die Hochburg des Erbfeindes ſeiner Nation, der Korruption, hat er nicht gefunden oder als Politiker nicht finden wollen, obwohl er oft und mit fanatiſchem Eifer zum Schlage gegen des Gegners Außenpoſten ausholte. Nur die Folgen, aber nie die Urſachen der politiſchen Korruption

hat er bekämpft und ohne Geſchick ſeine Waffen gewählt. Wohl mag es des Herrſchenden ſchwere Pflicht werden, Haß und Neid der Maſſen als Weggenoſſen auf dem Pfad zu großen nationalen Zielen zu wählen, denn ſterbliche Menſchen können auch himmelhohen Idealen nur auf Erdenſtraßen zuſchreiten. Doch ſind die Leidenſchaften, denen viel Schärfe zu nehmen, dann in ſicheres Fahrwaſſer und gegen den wirklichen Schädling zu führen. An des Übels Wurzel nur heilt die Axt des Reformators durch Wunden. Des Übels Wurzel aber dürfte der Unbefangene, deſſen Blick nationalamerikaniſche Vorurteile nicht trüben, nur in der Konſtitution der Vereinigten Staaten finden. Ihre Satzungen konnten nicht verhindern, daß ein demokratiſches Staatsweſen mehr und mehr zur Oligarchie ward. Dieſe Oligarchie übt wie jene Venedigs ihre Macht durch den Senat. Nur ſchritten die Grandſeigneurs, die Venedig erſt regierten und dann ruinierten, täglich ſelbſt vom Kontor zur ehrwürdigen Halle ihres Parlaments. Scham, die rot von grauen Bärten zu weißen Haaren aufſtieg, mag wenigſtens gelegentlich ſie verhindert

haben, mit allzu brutaler Rückſichtsloſigkeit für die eigenen Intereſſen gegen jene des Gemeinwohls zu ſtimmen. Die praktiſcheren Großen des Hochdollartums geizen mit ihrer Zeit und erſparen ſich mit ihr die Möglichkeit des Errötens. Ihren erſten Kommis kaufen ſie gemeinhin den nützlichen und notwendigen Sitz im Senat. Ein Vanderbilt mag ſich dort nicht ſehen laſſen. Depew, der Direktor ſeiner Bahnen, muß ihn vertreten und die Toga tragen. Erſtand wirklich einmal einer der Induſtriehauptleute, wie der Silber- und Kupferautokrat Clark, ſich einen Sitz, ſo geſchah es ſeinen Damen zu Liebe, die über den Winter in den Salons der offiziellen Welt Waſhingtons verkehren wollten. Aber niemand nahm die parlamentariſche Laufbahn dann erſt. Selten wurde ſolch Multimillionär im Senat geſehen und bei geſetzgeberiſcher Arbeit, einer vulgären Tätigkeit, die er bezahlten Angeſtellten überläßt. Sie ſtimmen und wirken für das Intereſſe ihrer Brotgeber, aber nicht für jenes der Nation.

Rooſevelt iſt der erſte Amerikaner, der in der politiſchen Arena genug Anhänger hinter ſich

wußte, um vielleicht ſogar die Konſtitution abändern und einen Vernichtungskampf mit dem Senat aufnehmen zu können. Er verſuchte es nicht.

Gewiß ſchien „meine Politik“, wie er im Imperatorenton ſagt, dauernd gegen eine Mehrheit des Senats gerichtet. „Meine Politik“, das Allheilmittel für alle Schäden, ſollte nicht nur die Zahl der Kindergeburten wie jene redlicher Fabrikanten mehren, ſondern namentlich auch die Geſchäftsführung der im Senat vertretenen Truſts und Eiſenbahnen regeln. Aber ſobald es galt, „meine Politik“ aus Worten in Taten umzuſetzen, trat der große Reformator hinter dem kleinlichen Parteipolitiker zurück.

Seit er die Univerſität verließ, hat Rooſevelt ſich offen zum Glauben der Freihändler und im Freundeskreiſe bis auf die Gegenwart als Gegner des Hochſchutzzolls und Dingleytarifs bekannt. Er weiß, daß die von ihm angeblich bekämpften Monopole am empfindlichſten durch Niederlegung der Zollſchranken zu ſchädigen ſind. Ein Verzichten der Union auf den Dingleytarif würde in wenigen Tagen den Stahltruſt

ſeiner Macht berauben und geſunden Wettbewerb lebensfähig machen. Rooſevelt ſchien dem Wunſche des kleinen Mannes entſprechen, eine Zollreform einleiten und damit die Privilegien der Großinduſtrie beſchränken zu wollen. Indeſſen die Parteigewaltigen der Republikaner brauchten ihren Führer und Präſidenten nur an das Schickſal der Demokraten zu erinnern. Ihr Führer Cleveland, ein wirklicher Staatsmann und Patriot, fühlte, das Volkswohl heiſche die Einführung der Goldwährung. Parteigenoſſen wendeten ein, daß die Demokraten ſtets für Doppelwährung, ja Freiſilberprägung eingetreten ſein und daß ein Führer, der Goldwährung befürworte, ſie in zwei Lager ſpalten, die Organiſation ihrer Partei ſprengen und ſie des Einfluſſes an der Urne berauben werde. Die Prophezeihung iſt ſeither wahr geworden. Keinen Augenblick jedoch zögerte der Staatsmann, das Intereſſe der Partei jenem des Staates und der Allgemeinheit zu opfern. Fiat die Goldwährung und pereat die Partei wurde ſeine Parole, bis ſein Mühen von Erfolg gekrönt war und er, verfolgt vom Haß der einſtigen Parteifreunde,

aber mit dem Bewußtſein, ſtaatsmänniſcher Pflicht genügt zu haben, aus dem Amt ſchied. — Anders Rooſevelt! „Sie haben recht, meine Herren, und nie und nimmer werde ich die Partei clevelandiſieren", waren die Worte, mit denen er ſeine Überzeugungen und die Gedanken an Zollreform zum Winde warf.

Ging aber Rooſevelt an Reformen, dann blieb er auf halbem Wege ſtehen. Auch wieder dem Drängen der Maſſe kleiner Geſchäftsleute nachgebend, verſprach er, dem Unweſen der Gewährung von Rabatt oder Vorzugspreiſen an große Frachtverſender ein Ende zu machen. Gleich Rockefeller genoſſen andere Maſſenproduzenten den Vorteil, den Preis der Beförderung ihrer Waren auf den Landesbahnen nahezu ſelbſt beſtimmen zu können. Noch anderen wurde ein Rabatt gewährt. Richtig ſah darin das Volksempfinden eine Ungerechtigkeit. Die vom Volk gewährten Freibriefe nennen die Bahnen common carriers oder Gemeinträger. Schon der Sinn des Wortes heiſcht, daß ſie alle Güter und Perſonen zu gleichem Preiſe befördern und niemand durch Ge-

währung von Vorzugspreiſen an Konkurrenten benachteiligen. Mit Hilfe des Rabatts konnte die Großinduſtrie nicht nur ihre Wettbewerber an die Wand quetſchen, ſondern ſpäter auch dem Konſumenten nach Gutdünken Steuern in Geſtalt unerſchwinglicher Preiſe auferlegen. Die Beſeitigung des Rabattunweſens ſollte alſo dem Großkapital ein Privilegium nehmen. Nebenbei bot ſie Gelegenheit, eine geſetzliche Baſis für den Betrieb von Eiſenbahnen zu ſchaffen. Bahnen haben gewiß das Recht, für Beförderung von Gütern und Perſonen genug zu fordern, um das von ihren Aktionären eingezahlte Kapital verzinſen und allmählich amortiſieren zu können. Nicht aber ſollten Gemeinträger, die dank vom Volk gewährter Freibriefe gute Geſchäfte machen, nach Art faſt aller amerikaniſchen Bahnen dem Volk oder ihren Kunden Geld auch für Verzinſung „gewäſſerter Aktien", nämlich überhaupt nicht eingezahlten Kapitals abnehmen. Dieſem Übelſtand war nach Anſicht amerikaniſcher Nationalökonomen durch ſtaatliche Kontrollierung oder Bevormundung der Gemeinträger ein Ende zu machen.

Rooſevelt führte für zwei Jahre einen Wortkampf gegen das Rabattunweſen und unterbreitete dem Kongreß Vorſchläge für ein Reformgeſetz. Während im Kapitol der Senat darüber beriet, ſchloß im Weißen Hauſe der Staatsmann wieder einen Kompromiß mit dem Parteipolitiker, der es mit den in ihrer Mehrheit gleich ihm republikaniſchen Togaträgern ebenſowenig wie mit den Maſſen verderben wollte. Mit Zuſtimmung des Präſidenten wurde das Elkinsſche Rabattgeſetz angenommen. Nur Harriman, der große Bahnkorſar ſelbſt, hätte ſich vielleicht noch beſſer als Elkins, der Vertreter weiter Schienenſyſteme in den Südſtaaten, geeignet, ein Geſetz zu Nutz und Gunſten der Gemeinträger zu entwerfen! Nach den Beſtimmungen der lex Elkins bezahlen nunmehr alle Güterverſender die Rate des höchſten, nicht durch Rabatt geſchmälerten Frachttarifs. Das Volk jubelte dem großen Reformator im Weißen Hauſe dafür Dank. Es begreift erſt jetzt, ſeit die Großinduſtrie ſich für den ihr genommenen Rabatt durch eine Preisſteigerung ihrer Produkte bezahlt macht, daß es nichts gewonnen hat. Vorteil

brachte die Reform — den vom Präſidenten mit Strafe bedrohten Bahnen!

Rooſevelts Geiſt war wohl willig, Reformen durchzuführen, nur das Fleiſch erwies ſich als ſchwach. Im Herzen darf er ſich als ein Hüter des Rechts und der Moral fühlen. Ein reineres Denken und Leben, ein geſunderes Empfinden und auch mehr Wiſſen hat keiner ſeiner Vorgänger in das Weiße Haus gebracht. Sein Glaube an Gott und ſein Vertrauen in der Menſchen Rechtlichkeit ſind unerſchütterlich. Dazu hat er den Frohſinn und Optimismus, aber auch den Mangel an Selbſtzucht und Überlegung der Jugend. Wie Menſchen, die mit zwanzig Jahren zu Männern reifen, gibt es ſolche, die mit achtzig in Herz und Hirn noch Knaben ſind. Zu ihnen gehört Rooſevelt. Wer aus der Nähe, auf amerikaniſchem Boden, ihm mit den Augen durch die Jahre ſeiner amtlichen Tätigkeit folgte, dachte oft unwillkürlich an die eigene Kinderzeit zurück. Wir ſpielten oder dachten: wenn ich König wäre! Und nach Laune oder Willkür, wie im Spiel oder im Träumen dann der Knabe, handelt mit gleich lachender Luſt an ſeinem Tun der Präſident unter

der Laſt ſtaatsmänniſcher Verantwortung. Wie das Kind glaubt er, daß des Herrſchenden Willen, Wiſſen und Machtvollkommenheit keine Grenze gezogen ſei. In alles drängt er ſich, über alles urteilt er. Alles verſteht er anzupacken. Beim Bau des Panamakanals will er „den Dreck fliegen“ und im abgeholzten Mittelweſten die „Bäume ſprießen“ machen. Nichts darf auf amerikaniſcher Erde ohne ihn oder ſeinen Rat unternommen werden. Mit Miene und Tonfall des Diktators hat er ſeinen Landsleuten erzählt, wie Forellen zu fangen oder Hirſche zu ſchießen, wie Romane zu ſchreiben oder Bilder zu malen, wie Kinder, Soldaten und Beamte zu erziehen, wie Kriegsſchiffe zu ſteuern und Brigaden zu exerzieren, wie Suppen zu ſalzen und Puddings zu zuckern ſeien. Sachverſtändige auf allen Gebieten menſchlichen Wiſſens, Könnens und Denkens glaubt er belehren zu dürfen. Fremd iſt ihm nur Selbſterkenntnis. Nach einer Tirade gegen das Protzentum von Millionären kann er ſich vor einer Deputation der eigenen Ahnen rühmen, die „auch ſchon“ vor Jahrhunderten „ſelbſtlos der Allgemeinheit dienten“. Nichts liegt ihm ferner

als der Gedanke, daß wirklich vornehmem Empfinden ein Protzen mit der eigenen Vorväter Verdienst gleich lächerlich wie ein Pochen auf Besitz gilt.

Als Chef der Armee und Marine namentlich bekundete der Präsident autokratischen Eigendünkel und Eigenwillen. Bei einer nächtlichen Straßenprügelei zwischen farbigen Soldaten und weißen Bürgern kamen in Brownsville im Staat Texas einige Menschen zu Schaden. Die von den Militärbehörden eingeleitete Untersuchung ergab, daß die schwarzen Söldner von jeher unter Spott und Verachtung der weißen Bewohner ihrer Garnison gelitten hatten. Um sich dafür zu rächen, entwendeten sie Patronen und schossen nach Einbruch der Dunkelheit in Fensterscheiben. Der grobe Verstoß gegen die Gebote der Mannszucht, der den direkten Vorgesetzten der Missetäter erst am Morgen nach Verübung der Untat zu Ohren kam, war offensichtlich doch mangelhafter Beaufsichtigung und Erziehung zuzuschreiben. Soldatisches Empfinden heischte darum vor anderen Maßregeln wohl strengste Bestrafung der verantwortlichen Offiziere, einmal weil sie die dauernde Beschimpfung ihrer Unter-

gebenen und damit des Ehrenkleides der Nation duldeten und zweitens, weil ihre Pflichtvernachläſſigung den Untergebenen das Mißbrauchen ihrer Munition wie ihrer nächtlichen Ruheſtunden ermöglichte. — Der Chef der Armee griff in das Unterſuchungsverfahren ein, ſchickte einen Generalauditeur nach Brownsville, erklärte auf ſeinen Bericht die Offiziere für ſchuldlos und ließ durch jenen Militärbeamten die Leute des Bataillons auffordern, die an der Ruheſtörung Beteiligten mit Namen zu nennen. Als die Leute in dem bisher bekundeten trotzigen Schweigen verharrten, löſte der Präſident das Bataillon auf und jagte Schuldige wie Unſchuldige, darunter Kriegsveteranen und Unteroffiziere von mehr als zehnjähriger Dienſtzeit, mit Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte wie des Anſpruchs auf Penſion zum Teufel. Weder Verfaſſung, Geſetz noch irgendeine Dienſtvorſchrift berechtigten ihn dazu, und es war kein Wunder, daß der Bundesſenat alsbald jedwede geſetzgeberiſche Arbeit unter den Tiſch fallen ließ, um den vergewaltigten Dienern des Staates zu ihrem Recht zu verhelfen. Leute des Bataillons

erſchienen vor einer Parlamentskommiſſion. Unter dem Eide ſagten langgediente Sergeanten, die ſtets auf der Seite ihrer Offiziere für Aufrechterhaltung der Diſziplin arbeiteten, daß ſie während der Unheilsnacht geſchlafen hätten und in die nichtswürdigen Abſichten der Übeltäter nicht eingeweiht geweſen wären. Trotzdem bemüht ſich heute nach Jahresfriſt der Senat noch immer vergeblich, die Wiederanſtellung braver Unteroffiziere durchzuſetzen, die Opfer der Laune und Augenblicksſtimmung des ungeduldig, aber vergeblich die Beſtrafung der Schuldigen herbeiwünſchenden Chefs der Armee wurden. Ein Unrecht einzuſehen, ſcheint Rooſevelt unmöglich. Statt ſich Geſetz und Verfaſſung zu beugen, läßt er es lieber auf eine Kraft- und Machtprobe ankommen. „If they want to fight — I am ready“, rief er vom Weißen Haus durchs Land, als jener Konflikt mit dem Senat ausbrach, und als geladener Gaſt des Gridironklub ſprach er damals derart verletzend von dem anweſenden Verteidiger der farbigen Soldaten, dem Senator Foreaker, daß der bejahrte Parlamentarier ſich zu zorniger Gegenrede hinreißen

ließ. Als dann wieder Rooſevelt, rote Wut im Geſicht, auf die Füße ſprang, kam es zu einer Szene, die dem Eſſen ein ſofortiges Ende bereitete, weil den Zeugen daran lag, den Chef ihres Staatsweſens vor ſich ſelbſt und Unentſchuldbarem zu ſchützen.

Dann war der Senat gezwungen, ſich eines Artillerieoberſten anzunehmen. Der Offizier iſt eine jener ſeltenen Erſcheinungen, die gleichwohl jede Armee kennt. Vielleicht keineswegs militäriſch untüchtig, bringen ſie es, ohne ſich das Denken der Gemeinſchaft ihres Standes zu eigen zu machen — kein Menſch weiß ſpäter wie — doch weit genug, um ſchlimmſten Falles ein Regiment zu befehligen. In ſolcher Stellung freilich, die nicht nur von oben das Auge der Vorgeſetzten, ſondern auf eine Art auch von unten ein einheitlich fühlender Organismus kontrolliert, wird unfehlbar ihre ſoldatiſche Pſyche beim Wiegen zu leicht befunden. Dann verſucht mit Recht die Gemeinſchaft ſich ihrer zu entledigen. Nach den Dienſtvorſchriften des amerikaniſchen Heeres durfte aber Oberſt S . . . nicht gegen ſeinen Willen verabſchiedet werden, ehe er

die Altersgrenze von 62 Jahren erreicht hatte. Gemeinhin freilich ziehen auch amerikaniſche Offiziere den bunten Rock aus, wenn ihnen bedeutet wird, daß es geraten ſei. Denn Männer von Würde und Stolz hängen nicht an Amt oder Titel, die Berufene ihnen nehmen wollen, und bewerten die eigene Perſon und den eigenen Namen zu hoch, um den Verluſt von Stellung oder Rang nicht gleichmütig verſchmerzen zu können. Doch jener Oberſt klebte. Seine Entfernung aus dem Heere war nur durch kriegs- oder ehrengerichtliches Verfahren möglich. Statt ein ſolches einzuleiten, führt Rooſevelt ſeit Jahresfriſt mit dem Stabsoffizier eine Komödie auf, die das Lachen der Nation herausfordert. Zunächſt kommandierte er den Oberſt und ſeinen Burſchen nach Fort Grant, einer ſeit Jahren verfallenen und verlaſſenen Befeſtigung aus der Zeit der Indianerkämpfe. Dort ſollte der Verbannte, 26 Meilen von einer Bahnſtation und zehn Meilen von einer menſchlichen Wohnſtätte entfernt, inmitten der Arizonawüſte mürbe werden und aus Verzweiflung ſein Abſchiedsgeſuch ſchreiben. Monate vergingen, ehe Preſſe und Parlament ſich

des Einſamen annahmen. Seither hat Rooſevelt ihn nach einer anderen gleich verlaſſenen Befeſtigung an der Küſte von Florida kommandiert.

In keinem anderen republikaniſchen oder monarchiſchen Staatsweſen wäre ein derartiger Mißbrauch der Kommandogewalt wohl möglich. Als Erklärung für die Tatſache, daß Yankees ſolche Übergriffe ihres höchſten Exekutivbeamten gleichmütig dulden, kann nur der Ausſpruch eines Senators dienen: „Wie Waſhington der Vater, ſo iſt Rooſevelt das verzogene Kind der Nation, von dem wir uns alles gefallen laſſen.“

Nie freilich verliert der Beobachter die Empfindung, daß Rooſevelts Verfehlungen nur ſeinem impulſiven Temperament entſpringen. Ein Mann, der wie er mit Kindern froh, mit Frauen gütig und mit ſchlichten Leuten herzlich verkehren kann und als leidenſchaftlicher Waidmann doch Treibjagden für unritterliche Grauſamkeit erklärt, iſt von Herzen gut, auch wenn er in der Zornesaufwallung mit alten Freunden bricht und ſie nicht minder als redliche politiſche Gegner oder ſteifnackige Beamte mit ſeinem Haß verfolgt. Zum

Herrſchenden oder Staatsmann aber iſt er nach Charakterveranlagung nicht geeignet. Er iſt ein Durchſchnitts- oder Dutzendmenſch, den nur das ſprichwörtliche Rooſeveltglück aus der Maſſe heraus und auf den höchſten Sitz im Lande hob. Ein primitiver Mann iſt Rooſevelt.

Mit der Fauſt, im Krieg und auf der Jagd betätigte ſich der primitive Mann am liebſten. Die Luſt des Starken, der die Muskeln zu gebrauchen weiß, wohnte in ihm. Beim Anblick phyſiſcher Kraft ging ihm das Herz auf. Siegfrieds ſtahlharte Arme und den toſenden Wiederhall der Stimme des Berners prieſen unſere Ahnen. Rooſevelt kann ſich noch heute an ihren Worten berauſchen. Aber mit nichten ſchätzt er das ſo oft von ihm erwähnte Nibelungenlied als hohes Lied der Treue und vielleicht älteſten Ehrenkodex der Menſchheit. Schwarz auf weiß gab er uns, daß ſeine Bewunderung gilt: „den rieſigen, prächtigen Barbaren, die Ruhm und Ehre gewannen, weil ſie ihren Körper zu ſtählen, wie der Lachs zu ſpringen, wie der Hirſch zu rennen und wie die Lawine Felsblöcke zu ſchleudern verſtanden“. Gewiß mit Recht ſagte Rooſevelt

ſeinen Landsleuten, daß Kulturerwerb keineswegs das Aufgeben des Primitiven im Menſchen heiſche. Nicht ganz unrichtig ſchrieb er, daß der Gelehrte, der den Körper in der Studierſtube erſchlaffen läßt, ſich nicht minder an ſeinen Mitmenſchen verſündige als der Wüſtling, der den Leib durch Ausſchweifungen ruiniert. Denn Erhaltung der phyſiſchen, rein animaliſchen Kraft und darum Freude an Muskelbetätigung iſt Pflicht des Einzelweſens gegen ſich ſelbſt und die Raſſe, weil nur im virilen Körper von Staat oder Individuum die ſtarke Volks- und Menſchenſeele reift. Indeſſen gerade das junge amerikaniſche Volk, dem heute noch ſeine großen Hochſchullehrer vorwerfen, daß es allzugern Fauſt- und Lynchrecht übe, bedurfte keines Apoſtels der Lehre vom Dreinſchlagen. Der Politiker Rooſevelt weiß, daß er gerade als ſolcher den rüden Maſſen gefällt. Sie jauchzen, wenn er in die Sprache der Fauſtkampfarena und des Fußballfeldes verfällt. Sie jubelten ihm Beifall, als er, den weißhaarigen Doyen der amerikaniſchen Gelehrtenwelt, ſeinen einſtigen Lehrer anrempelnd, von mollycoddles — Schlappſchwänzen — ſprach, die ſich

und ihre Zöglinge nicht dem wundervollen Sport des Prügelns mit Faust und Fuß verschreiben wollen. Hinter Dr. Eliot stand nur die Minderheit der Gebildeten, denen Harvards Rektor als der bedeutendste lebende Amerikaner gilt, als der alte Herr dem Bundespräsidenten öffentlich erwiderte, daß Wohlerzogenen Betätigung mit der Faust nicht zusagen könne.

„Lernt zuhauen" mahnt Roosevelt die Schulknaben. Studenten ruft er zu: „Wenn Sie ziehen (nämlich den Revolver aus der Tasche), dann zielen und treffen Sie auch!" Mit dem heiligen Ernst eines Predigers in der Wüste körperlicher Erschlaffung der Zeit schilt er namentlich vor der doch sattsam raufluſtigen Jugend seines Landes auf die „Memme", den „Feigling" und „Ausreißer", nämlich auf Leute, die nur raufen, wenn es nicht zu vermeiden ist. Gleich knabenhaft klang aus dem Munde eines Staatschefs die an die Kadetten der Marineakademie gerichteten Worte: „Wenig Beachtung wird dem Feigling und Schwachkopf geschenkt, der für den Frieden plappert". Und wie den Jungen, so singt er den Alten: „Das Feld

der Weltpolitik müſſen die Vereinigten Staaten mit einem großen Knüppel in der Hand betreten". Gerade durch dieſen Ausſpruch aber lernen wir jenen Rooſevelt kennen, der wohl in der Temperamentsaufwallung von der Rampe des Weißen Hauſes herab unüberlegte Worte durchs Land ſchreien, aber trotzdem bei ruhigem Nachdenken gewiſſenhaft handeln kann.

Mag der Präſident während innerpolitiſcher Kämpfe oft taktlos und nicht ſelten brutal rechtliche Männer beſchimpft und beleidigt haben, nur weil ſie nicht ſeine Meinung teilten: wo immer er auswärtige Politik trieb, handelte er mit muſtergültigem Takt. Nie hat er durch ein voreiliges Wort Herrſcher oder Volk einer fremden Macht verletzt und ſtets ſich bemüht, mit allen in gleich kühler und zurückhaltender Freundſchaft zu leben. Sogar ſeinen Verkehr mit den Botſchaftern der drei Vormächte Europas geſtaltet er mit gleicher Regelmäßigkeit und ſtrenger Unparteilichkeit. Mit Juſſerand ſpielt er genau ſo oft Tennis wie er mit Sternburg ſpazieren reitet oder mit Bryce die Früchte der beiderſeitigen Lektüre austauſcht. —

Das Niveau des großen Staatsmannes glaubte die Menſchheit ihn während der Friedenskonferenz von Portsmouth betreten zu ſehen. Grimmig aber lachte damals über ſolche Auffaſſung der wirklich weitſchauende Staatsmann, der als Vertreter Rußlands mürriſch und widerwillig den japaniſchen Bevollmächtigten gegenüberſaß: „Die Amerikaner werden als erſte die Arroganz und vielleicht die Fauſt eines ſiegreichen Japan zu ſpüren haben!“ Faſt hätte die Prophezeiung ſich bewahrheitet. Jedenfalls durfte kein klarblickender amerikaniſcher Staatsmann zu der Konferenz einladen. Immerhin war es Hay und nicht Rooſevelt, in dem der Entſchluß reifte.

John Hay hat ſeit Lincolns Zeiten als Staatsmann jedweden ſeiner Landsleute mit Kopf und Schultern überragt. Er war es, der Mac Kinleys äußere Politik leitete, nach dem ſpaniſchen Kriege Columbia bei der Hand nahm und mit ſelbſtbewußtem Tritt im Areopag der Großmächte zu einem Sitz führte, dem ſeither manch ältere Nation mit einſchmeichelndem Liebeswerben ſich näherte. Uns Deutſchen iſt er bis zu ſeinem Tode ein Gegner, aber ein ehrlicher geweſen. Sein Mißtrauen gegen

unſere Politik war unbeſiegbar. Als ſtaatsmänniſches Impedimentum trug der trotzdem Geniale ein weiches Herz in der Bruſt. Ein Bekannter fand ihn nach den Schlachttagen vom Scha-Ho in Tränen. Vor ihm lag ein Zeitungsblatt. Die Ziffern der Verluſte an Toten und Verwundeten waren blau unterſtrichen. Hay klagte: „Furchtbar, hier tatenlos ſitzen zu müſſen, während da draußen Tauſende von Mitmenſchen zur Schlachtbank geführt werden; wir müſſen unbedingt Frieden zu ſtiften verſuchen!“ Er trug den Gedanken dem Präſidenten vor. Indeſſen Rooſevelts Augen ſchien Hay längſt zu groß. Wie ſo viele, die nie das Haupt über menſchliches Mittelmaß emporreckten, ſieht der Präſident ungern Große neben ſich. Hays Vorſchlag wurde abgelehnt. Der längſt ſchon Siechende grämte ſich krank und endlich dem Tode entgegen. Sobald er Amerikas Boden verlaſſen hatte, um in der Fremde Geneſung zu ſuchen, begann Rooſevelt mit Eifer die Rolle eines Vermittlers zwiſchen Japan und Rußland zu ſpielen. Ein etwaiger Erfolg war ja nun der Initiative und dem Ruhmeskonto Theodore Rooſevelts gutzuſchreiben.

Ein Bündel von Widersprüchen dürfen wir Roosevelt nennen. Sein Handeln beim Erwerb der Kanalzone auf der Landenge von Panama war würdig eines Machiavell. Aber sonst ist es wohl sein redliches Bemühen, allen Staaten, mit denen er oder durch ihn der große Staatenbund Nordamerikas verkehrt, einen „square Deal" zu gewähren. Mit der Sonde logischen Denkens läßt sich sein Charakter nicht ergründen. Er selbst ist nicht eigentlich ein Denkender. Er lebt und betätigt sich mehr mit den Muskeln als mit dem Intellekt. Sicherlich ist das Hirn, der Verstand und die Logik nicht Meister seines Tuns. Zur Stunde denkt er, das Angebot eines dritten Amtstermins auszuschlagen. So hat er wiederholt versichert. Deswegen glaubt kaum einer seiner Landsleute daran. Denn Theodore Roosevelts Vorsätze und Versprechungen hat zu oft eine Aufwallung seines Temperaments zunichte gemacht. Seine Worte geben so wenig seine Gedanken wieder, daß er sich gegen die eigene Indiskretion durch einen Ukas schützen mußte. Der Chef keines Staates empfängt so häufig wie er Journalisten, Politiker und Parlamentarier. Einige

werden täglich ſogar vorgelaſſen, während der Präſident ſich im Raum neben ſeinem Amtszimmer durch einen Neger raſieren läßt. Mit Offenheit und Rückſichtsloſigkeit, die in Anbetracht ſeiner Stellung grotesk ſind, beſpricht er vor Freunden wie ihm halb Fremden und in Gegenwart von Domeſtiken Tagesfragen oder kritiſiert Perſönlichkeiten des In- und Auslandes. Das Dekr t, welches ihm dieſen Freimut geſtattet, lautet: „Worte des Präſidenten dürfen nur mit ſeiner ausdrücklichen Genehmigung vor der Öffentlichkeit zitiert werden". Der Journaliſt, der trotzdem indiskret genug iſt, des Präſidenten Worte ſeinem Blatt zu übermitteln, wird ſofort dementiert. Ein franzöſiſcher Redakteur ließ unlängſt nach einem Beſuch in den Vereinigten Staaten ein Interview mit dem Präſidenten erſcheinen. Wer je Rooſevelt auch nur Minuten zuhörte, ſah ihn hinter jedem Satz und jeder Phraſe. Seine Vertrauten verſicherten, daß er ihnen oft genug Ähnliches geſagt. Aber der Franzoſe wurde in einem offiziellen Dementi der Lüge geziehen oder, wie Yankees nunmehr ſagen, aufgefordert, dem Ananias-Klub beizutreten. Dieſem imaginären Klub gehören

als Mitglieder jene an, die Rooſevelt während ſeiner Amtszeit öffentlich als Lügner brandmarkte. Nicht die ſchlechteſten Amerikaner ſind unter ihnen, denn das Schimpfwort erklingt aus den Fenſtern des Weißen Hauſes durchs Land, ſobald ſein Bewohner Widerſpruch vernimmt. Wenn er ſtets Überlegung und Gerechtigkeit walten ließe, wäre lobenswert die Art, wie Rooſevelt Menſchen ſeine Meinung ins Geſicht zu ſagen verſteht. Daß er je ein Blatt vor den Mund nahm, darf niemand ihm nachſagen. Ein Truſtmagnat bittet um Audienz und beſchwert ſich: „Herr Präſident, Sie haben ja von mir geſprochen, als ob Sie mich für einen Spitzbuben und Dieb hielten!“ Rooſevelt zieht die Lippe über den großen Zähnen des Oberkiefers zurück, ſetzt mit dem Zeigefinger den Kneifer feſter auf die Naſe, ſieht, dicht an ſeinen Mann herantretend, ihm gerade in die Augen und ſagt: „Nun, — da — Sie — ſelbſt — es ſagen, — das tue ich auch!“ — Er ſpricht rauh, hart, aggreſſiv, oft ſtockend und zerhackt die Sätze, als ob er ſich gewaltſam jedes Wort vom Munde reißen müſſe. Als Knabe ſtotterte er, und ganz hat er den Zungenfehler eben noch

heute nicht überwunden. Überhaupt ward es ihm ſchwer, der Meiſter ſeines Körpers zu werden, der er heute iſt. Bis in die Mannesjahre plagte ihn Aſthma, und als Kind war er ſo kurzſichtig, daß die Eltern für ſein Augenlicht fürchteten. Heute als Fünfziger darf er ſich rühmen, mit mehr oder weniger Erfolg jeden ihm bekannten Sport geübt zu haben.

Etwas Herausforderndes hat Rooſevelts Perſönlichkeit. Würde, Grazie, Ruhe fehlen ihr. Immer ſcheint der Mann unterwegs, immer ſich zu bewegen und mit der erhobenen Fauſt ſeine Anſicht in den Schädel eines vor ihm Stehenden hereinzuhämmern. Zu Pferde ſieht man ihn de facto nur galoppieren. Zu Fuß geht er, ſo ſchnell und haſtig ihn die Beine nur vorwärts bringen wollen. Der Gang iſt watſchelnd und erinnert wie die in der Mitte des Körpers umfangreichſte, unterſetzte, breite Figur an holländiſche Vorfahren. Man glaubt, Holzpantinen an ſeinen Füßen klappen zu hören. Im Stuhl ſcheint Rooſevelt ſo ſchwer und hart zu ſitzen, daß der Beobachter zweifelt, ob er dabei ruht und denkt, er brauche Zange oder Meißel, um ihn aus dem

Seſſel herauszubringen. Es gibt Bilder, die ihn zeigen, wie er die Arme ſchwer auf eine Stuhllehne preßt und ſie feſt mit den Händen umklammert. Die Zähne beißt er zuſammen, den Unterkiefer ſchiebt er vor und mit den Augen ſtarrt er wie auf einen Feind in die Kamera. So ſitzt er oft, wenn er Beſuche allein empfängt. Er plaudert nicht mit ſeinem Gegenüber. Er ſpricht, als ob er bei jedem Wort bereit wäre, ihm an die Gurgel zu ſpringen. Für Leute, die ihn noch nicht kennen, iſt es peinlich. Sie haben den Eindruck, der Präſident höre ihnen nicht zu, ſondern warte nur auf den Augenblick, in dem er ihnen ſeine Meinung nicht etwa ſagen, ſondern ins Geſicht ſchleudern könne. Und doch verſteht Rooſevelt, aus dem ihm Begegnenden allerlei Informationen herauszuquetſchen und ſie zu verdauen. Wer ihm gegenübertritt, muß ſich darauf gefaßt machen, daß er in verwirrender Eile über alles etwa in ihm ſchlummernde Wiſſenswerte befragt und dann in gleicher Haſt mit des Präſidenten Anſicht über das eben Gehörte — bombardiert wird! Sein den Sprechenden unterbrechendes „ja, ja, ich ſeh' ſchon; gut, gut, mhm,

ja, ich verſtehe" mag ungeduldiger klingen, als es gemeint iſt. Jedenfalls zögert Rooſevelt nicht mit der Antwort. Dicht tritt er an ſeinen Beſucher heran. Lächelnd zieht er ihn vielleicht gar beim Knopfloch näher: „Ich begreife, was Sie ſagen wollen, und Sie haben ab — ſolut recht, nur muß ich ſagen...." Und nun bricht die Sündflut herein. Der Fremde fühlt ſich überſchwemmt. Immerhin glaubt er nicht im leeren Wortſchwall eines Schwätzers zu ertrinken, denn Theodore Rooſevelt, der raſtloſe und gründliche Leſer, hat viel gelernt. Er lieſt Bücher nicht, ſondern er zerfleiſcht und beraubt ſie. Die glaubwürdigſten ſeiner Bekannten verſichern, daß er nach und zwiſchen der Erledigung ſeiner Amtsgeſchäfte täglich den Inhalt wenigſtens zweier ihm unbekannter Bücher in ſich aufnehme. Sicher iſt, daß er wie wenige Lebende nicht nur mit der amerikaniſchen, ſondern auch der Literatur des Auslandes vertraut iſt. Er lieſt in drei Sprachen und hat ſich in der engliſchen als Schriftſteller betätigt.

Mit der Büchſe unter dem Arm und im Sattel ſammelte Rooſevelt Material für ſeine Schriften über Jagd und Sport. Hier iſt er Meiſter. Muſter-

gültig war auf amerikaniſcher Erde auch ſeine Geſchichte des Krieges von 1812, bis Mahon als Seemann, Soldat und Sachverſtändiger zur Feder griff. Aber ſonſt dürfte es ſchwer fallen, ſich für die Arbeiten des Schriftſtellers Rooſevelt zu begeiſtern, obwohl ſie, in alle lebenden Sprachen überſetzt, ihm ein Vermögen einbrachten. Seine „Amerikaniſchen Ideale“ ſind Schüleraufſätze. Der Autor geht über Gemeinplätze und hat wie gewöhnlich auch in ſeinen Reden nichts zu ſagen, das nicht ſchon am Berge Sinai auf den Geſetzestafeln verzeichnet wurde. Die Gebildeten ſeiner Landsleute bewundern nur die verblüffende Naivität, mit der er gewiſſermaßen das Urheber- und Eigentumsrecht auf die zehn Gebote beanſprucht. Die Menge der Einfältigen aber jauchzt ihm Beifall. An ihre Inſtinkte hat Rooſevelt zumeiſt appelliert. Nur um ſeinen Halt über die Maſſen nicht zu verlieren, griff er im ſonſt achtbaren Kampf gegen Korruption und Oligarchie oft zum Rüſtzeug des Demagogen, rüttelte an verbrieften Rechten des Beſitzes und ſäte den Samen des Klaſſenhaſſes. Einen Catilina nennen ihn darum die Konſervativen ſeiner Gegner.

Doch derart ſind in ſeinem wunderſam widerſpruchsvollen Charakter Extreme vermählt, daß gleichzeitig der amerikaniſche Radikalismus in dem Erratiſchen, Eigenwilligen und Unduldſamen, der ſich als erſter Bürger einer demokratiſchen Republik mit einem militäriſchen Hofſtaat umgibt, vor einem Adjutanten durch die Straßen reitet und auf Koſten der Steuerzahler mit Kriegsfahrzeugen auf Vergnügungsreiſen fährt, einen Deſpoten oder tyranniſchen Autokraten ſieht und ihn Caligula heißt.

* * *

Das Tagewerk des Präſidenten iſt von der Tradition ſeines Amtes geregelt. Als erſter Diener des ihn beſoldenden Volkes betritt er um halb zehn Uhr vormittags die ſchlicht möblierte Amtsſtube hinter dem Weißen Hauſe, um dort Hoch wie Niedrig Rede und Antwort zu ſtehen. Leicht iſt naturgemäß die Bürde poſitiver Arbeitsleiſtung, welche auf Geheiß der Nation ſeine Schultern tragen, denn von aufreibender Tätigkeit Herrſchender können in konſtitutionellen Staaten nur ſchweifwedelnde Legendenſchmiede faſeln. Iſt es

doch Luſt, Erholung und Erfriſchung für den Geiſt und darum den Körper zugleich, mit der Hand am Puls der Tagesgeſchichte und an der Wiege ihrer Geſtaltung zu ſtehen. Mag bergesſchwer gelegentlich die Wucht der Verantwortung auf des Herrſchenden Denken und Gewiſſen drücken: die Mühe und Plage das Hirn erlahmender und den Körper ermattender Arbeit ſind ihm nicht beſchieden. So weit iſt das Feld ſeines Tuns, daß die neue Viertelſtunde unfehlbar Abwechſelung und um ſo mehr auch Erholung bringt, als ſein Laiendenken doch unmöglich die Tiefen alles ihm Vorgetragenen zu ergründen verſteht.

Gleich dem Chef jedes anderen großen Betriebes findet der Präſident auf ſeinem Pult im „Exekutivzimmer" die vom Sekretär — wir würden Chef des Zivilkabinetts ſagen — vorher geöffnete und geſichtete Poſt ſowie ſolche amtliche Geſuche und Schreiben, die ſeine Begutachtung erheiſchen. Gegen zehn erſcheinen die erſten Beſucher, Miniſter, Senatoren und Kongreßmitglieder, im benachbarten „Kabinettszimmer". Die Tür zwiſchen beiden Räumen ſteht offen und durch ſie

ſchreitet der Präſident, um die ihm Aufwartenden zu begrüßen. Er mag es mit artigem „Good morning, Gentlemen“ tun, aber man hört ihn auch das launigere „Hallo, boys“ des Amerikaners rufen. Jenſeits der Schwelle bleibt er ſtehen. Die kurzſichtigen blauen Augen verengern ſich hinter dem Kneifer, während er die Verſammelten muſtert. Der viereckige Kopf mit dem geſund geröteten vollen Geſicht unter kurz geſchorenem Haar, das wie der wenig gepflegte und kaum die Oberlippe bedeckende Schnurrbart von undefinierbarer Miſchfarbe iſt, fällt ſteif in den breiten Nacken zurück. Steif hängen auch und lang ausgeſtreckt mit ſcheinbar geballten Fäuſten die Arme am Leibe herab. Auf geſchloſſenen Abſätzen ruht der breite, unterſetzte Körper. Der Mann, der ſo gern ſoldatiſch auftritt, zieht das kraftvoll maſſive Kinn dicht an den niedrigen, einen dicken Hals freigebenden Klappkragen heran und reckt unter dem offenen Gehrock die Bruſt heraus. Nur ſein Enbompoint verwiſcht den Eindruck, daß ein wohlgeſchulter Rekrut in Parade ſtehe. Dann mag Rooſevelt mit Wort oder Geſte einen Parlamentarier heran-

rufen oder mit dem eilfertig watſchelnden Gange auf ihn zuſchreiten. Sofort iſt die Unterhaltung eingeleitet. In medias res ſpringt mit dem erſten Wort der Rührige und geiſtig Regſame. Dazwiſchen ruft er vielleicht dem Beſucher in der anderen Ecke des Zimmers ein Scherzwort zu. Der Yankeehumor, der Rooſevelt in hohem Grade eigen, bricht auch im ernſteſten Geſpräche durch. Er verſteht zu lachen, und ſein Lachen ſteckt an. Das Geſicht rötet ſich dann noch mehr. Er gluckſt und ſchluchzt, während die Heiterkeit ihn ſcheinbar zu erſticken droht. Aber im nächſten Augenblick hat er ſie abgeſchüttelt und zieht ernſt den Senator, mit dem er gerade verhandelte, neben ſich auf das Sofa am Fenſter. Er begreift vielleicht, daß er mit ihm längere Zeit beraten muß, und ſchiebt den gleichzeitig mit ihm vom Sitz Aufſtehenden an der Schulter in die eigene Amtsſtube, das Exekutivzimmer. Er ſelbſt haſtet zum Geſpräch mit einem anderen Beſucher zurück, wird vor ihm vielleicht erregt und erhebt die Stimme zu zornigen Scheltworten. Dieſen mag er mit einem „ja“ und jenen mit gleich knappem „nein“ beſcheiden. Dazwiſchen

eilt er, von einem mit den Augen zwinkernden Sekretär gerufen, in die Nebenstube, um ein Schriftstück zu unterzeichnen oder zu durchfliegen.

Um elf Uhr mag das souveräne Volk mit seinem höchsten Beamteten plaudern, Beschwerden oder Gesuche an ihn richten oder auch nur herzlich seine Hand schütteln. Nicht nur jeder Bürger, sondern auch seine Familie hat Zutritt, solange das Kongreßmitglied des heimatlichen Wahlbezirks die Einführung übernimmt. Etwa zwanzig Menschen, Männer, Frauen, Kinder, Lehrer, Anwälte, Schauspieler, Offiziere, Lohnarbeiter, Prediger, Schriftsteller und Beamte, warten während jeder Minute von zwei Stunden im Kabinettszimmer, bis der unermüdlich die Runde machende Präsident ihre Hand drückt. Den Männern quetscht er die Rechte nach Art vieler Eitlen. Doch zwischen ihnen steht ein kleines Mädchen mit dem Stammbuch in der Hand. Lächelnd und den Kopf auf die Seite neigend, naht sich Roosevelt der Kleinen. Er vergißt nicht, zur Freude der stolz errötenden Mutter, ein Wort des Entzückens ob des hübschen Kindes zu sagen, und klopft ihm die Wangen. Er tuschelt

ihm ein freundliches Koſewort ins Ohr, ergreift das kleine Händchen, ſtreichelt es, ehe er es ſchüttelt, und entwindet ihm dann das Album. Er hat nicht nur Zeit, ſeinen Namen einzutragen, ſondern Zeit auch, nach einem mahnenden „warte“ in das Nebenzimmer zu haſten und dort nicht nur eine Blume aus der Vaſe zu nehmen, ſondern auch mit Sorgfalt und Überlegung eine für die Kleine paſſende zu wählen. Mit einer weißen Roſenknoſpe kommt er zurück, die für Jahrzehnte in dem Stammbuch welken wird! Auch Frauen verſteht dieſer Charmeur zu bezaubern. Wenn er ehrerbietig den Kopf neigend und wie in andächtiger Bewunderung des Weibes lächelnd zu ihnen plaudert, glaubt der Zuſchauer zu gewahren, daß Rooſevelt ihnen phyſiſch fühlbar, ſie mit Liebenswürdigkeit umſpinnt und umwickelt. Ja, Männer faſziniert der Magnetismus ſeiner Perſönlichkeit. Auch der Nüchternſte, der vor ihn tritt, mag für die nächſten Wochen ſein fanatiſcher Bewunderer und Verteidiger ſein. „Kamerad“ iſt die Anrede, die er dem früher in Reih und Glied dienenden gemeinen Manne gibt, und das „Sir“, das er an einen penſionierten alten Offizier richtet,

iſt mit ſo würdevoller Hochachtung geſprochen, daß es den Angeredeten wie eine verſpätete Ernennung zum Feldmarſchall anmuten mag. Wertſchätzung und Würdigung des Alters iſt einer der herzgewinnendſten Charakterzüge Rooſevelts. Trotzdem verſteht er auch mit der Jugend zu plaudern. Schüchtern und linkiſch neigen ſich zwei Zwanzigjährige, Studenten oder Handlungsgehilfen aus dem Inlande, über ſeine Hand. Nach dem erſten Wort des Präſidenten blicken ihre nun leuchtenden Augen frei. Selbſtbewußte Männer und künftige Bürger ſtehen jetzt dem primus inter pares gegenüber, der mit des Politikers ſchnellem Witz verſtand, nach dem erſten Blick die Unterhaltung auf ein von der Beiden Denken bewandertes Gebiet zu leiten.

Wirkliche Unterhaltung pflegt Rooſevelt. Er erteilt keine Audienz. Rede wechſelt mit Gegenrede, obſchon der niemals Schweigſame ſtets wieder den Faden des Geſprächs an ſich reißt. Jedwedes Zeremoniell fehlt. Männer ſtehen hier einem Mann gegenüber, der freiem Wort ſein Ohr nicht verſchließt und an äußeren Zeichen der Hochachtung

nur Wahrung der in guter Gesellschaft üblichen Umgangsformen heischt. Wenn der Präsident aufsteht, erhebt sich auch der neben oder vor ihm Sitzende. Der Aufwartende bedient sich der Anrede „Herr Präsident", aber sonst spricht er, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und mit dem Bewußtsein, daß ein guter Scherz gute Aufnahme findet.

Auch den monarchisch empfindenden Europäer überkommt bei diesen Empfängen Hochachtung vor den Institutionen eines demokratischen Staatswesens, dessen Tradition den Herrschenden täglich mit allen Schichten seines Volkes in Berührung bringt. Nichts von Bedeutung kann auf amerikanischer Erde sich ereignen, ohne daß der Präsident darüber auch mit den Geringsten im Lande Zwiesprache hielte. Der Reiche wie der Arme schütten täglich ihm ihr Herz aus und lassen ihn tief in die Volksseele blicken. Eigentlich ist der Brauch mehr autokratisch als demokratisch. Monarchen vergangener Tage pflegten so von ihrer Untertanen Lippen abzulesen, wie es um ihrer Staaten Wohl und Wehe bestellt war. Fritz tat mehr. Er hörte

418987

nicht nur den kleinen Mann, ſondern heilte gleichzeitig ſeine Schmerzen, — wenn nötig mit blanken Friedrichsdors aus der Schublade. Wir irren, wenn wir glauben, daß ähnlichem Verkehr zwiſchen Fürſt und Volk nicht auch in der modernen Monarchie eine paſſende Form gefunden werden könnte.

Rooſevelts phänomenales Auffaſſungsvermögen hat ihn durch den täglichen Verkehr mit Amerikanern aller Staaten mit der Eigenart eigentlich jeder Gemeinde auf dem Boden der Union vertraut gemacht. Mit dem neueſten Bonmot oder Witz, der in einer Stadt des Weſtens umläuft, weiß er die langatmige Rede einer Deputation ihrer Bürger abzuſchneiden. Die Männer ſchütteln ſich vor Lachen. Sie gehen, ohne ihre Wünſche erfüllt zu ſehen, aber rufen dem Präſidenten noch aus der ſich vor ihnen öffnenden Tür ein von ihm heiter erwidertes launiges Abſchiedswort zu. — Die Vertreter einer Gewerkſchaft oder einer Vereinigung von Handlungsreiſenden ſind nicht minder überraſcht, wenn der Präſident wie ſelbſtverſtändlich in der Unterhaltung ſich mit den rein menſchlichen Seiten ihres Berufs vertraut

zeigt. Und Truſtmagnaten, die gar häufige Beſucher im Weißen Hauſe ſind, haben ſich längſt daran gewöhnt, die Geheimniſſe ihres Kontors durch Rooſevelt erörtert zu hören.

Von $^{3}/_{4}1$ Uhr ab werden nur noch Vertraute empfangen, während der Präſident ſich in einem Nebenraum raſieren läßt. Parlamentarier und Journaliſten hören nicht ohne nervöſe Unruhe den Präſidenten ohne Unterbrechung reden, während eines Negers Meſſer an ſeiner Gurgel ſchabt. Der Preſſe macht Rooſevelt keinerlei als ſeine Angaben zu veröffentlichende Mitteilungen. Er liebt es nur, Journaliſten ſeine Anſichten darzulegen und ihnen politiſche Situationen zu erklären, alſo ſie zu beeinfluſſen. Auch ſie aber mögen ihm die eigene Anſicht entgegenhalten. Nicht ſelten verſuchen ſie ihn zu beraten und erklären etwa, eine vom Präſidenten geplante Maßregel müſſe mindeſtens in anderer Form durchgeführt werden, wenn ſie nicht Unwillen und Widerſtand herausfordern ſolle. Freilich hat Rooſevelt noch ſelten einen Rat berückſichtigt. Immerhin läßt er ſich gern herbei, eine Frage mit den Schmieden der

öffentlichen Meinung auszudreſchen oder mit ihnen im Wortgepläntel zu ringen und zu ſtreiten, weſſen Anſicht die richtigere ſei.

Die Stunden von 1 bis 3 verbringt der Präſident am Eßtiſch und im Kreiſe der Familie. Der Nachmittag iſt bis fünf Uhr oder auch ſpäter der Erholung, doch nie durch Schlummer, beſtimmt. Ein Spazierritt, eine Partie Tennis, Ballſpiel oder ein Gang außerhalb der Tore Waſhingtons beſchäftigt den Präſidenten, bis er, umgekleidet, um ſechs Uhr nochmals für eine Stunde am Pult ſeiner Amtsſtube niederſitzt. Nach der Hauptmahlzeit mit den Seinen verbringt er den Abend im Bibliothekszimmer über Büchern oder in der Unterhaltung mit Freunden des Hauſes. Erſt um elf wieder beſuchen ihn Beamte oder Miniſter, mit denen er aus wichtigem Anlaß gelegentlich noch zu plaudern hat. Er geht um zwölf zu Bett und rühmt ſich, vom gleichen Augenblick an ſchlafen zu können, bis er geweckt wird. Erſtaunlich iſt, wie er den Tag auf den Füßen verbringt, ohne bis in die ſpäteſten Abendſtunden ſeine geiſtige Friſche zu verlieren. Die Artikel, die er auch als Prä-

ſident noch häufig für Zeitſchriften ſchreibt, diktiert er meiſt in den Stunden vor dem Schlafengehen, ohne ſpäter weſentliche Korrekturen vorzunehmen. Auch als Schriftſteller bleibt er wie während ſeines Tagewerks der Politiker, der ſtändig um Gefolgſchaft wirbt. Hierin iſt Rooſevelts Mühen von Erfolg gekrönt geweſen. Sollte er ſich jetzt oder in ſpäterer Zeit nochmals um das höchſte Amt bewerben, ſo werden die Maſſen ihn jauchzend in das Weiße Haus zurückrufen und die Rockefeller, Harriman und Carnegie gern die Koſten der Kampagne tragen. Sie wiſſen, daß ſie ſich keinen bequemeren Präſidenten als den „trustbuster“ (Truſtzerſchmetterer) wünſchen können.

Buchdruckerei Wilhelma A. Saling & Co., Berlin SW. 13, Hollmannſtraße 10.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt,
Hermann Ehbock in Berlin, W. 30, Münchenerstraße 8.

Robert Hunter:

Das Elend der neuen Welt

Deutsch von Dr. A. Südekum

——— Preis geh. M. 2.—, geb. M. 3.— ———

„Die Hilfe", Berlin:

Ein Dokument menschlicher Armut, das in seiner zahlenmäßigen Sachlichkeit erschütternder wirkt, als viele auf den Gemütston gestimmte Schriften, liegt vor uns. Es gibt uns das verarbeitete Material der Armut Amerikas, und zwar in einer Art, daß man mit der Zweifelsfrage davor steht: ist diese Armut möglich in einem Lande, vor dessen Kulturleistung die alte Welt bewundernd steht? Wir sehen Zahlen vor uns, vor denen der Leser mit dem Gefühl stehen mag: So schlimm ist es gottlob bei uns nicht! Aber als eine Gewissensschärfung kann es doch dienen dieses Buch; denn es deckt Zustände auf, von denen auch bei uns Ansätze oder Reste vorhanden sind.

„Berliner Morgenpost":

Dieses Buch wird auf manche Leser wie eine Erleuchtung wirken, und der Reichstagsabgeordnete Südekum hat für seine Bearbeitung zweifellos Dank verdient. Es macht ein grausames aber unvermeidliches Ende mit all den schönen Märchen über den glücklichen Zustand der Dinge in den Vereinigten Staaten, „wo niemand zu hungern braucht". Hunter's mit großem Fleiß zusammengestelltes Buch führt seine Anklagen gegen die Ausbeutungsgier der großen Unternehmer, die Korruption der Verwaltung und die Mangelhaftigkeit der Gesetzgebung im einzelnen mit unwiderleglicher Schärfe aus. Unerbittlich reißt Hunter den sogenannten Menschenfreunden Amerikas die Maske herunter, die durch Bettelalmosen, durch Stiftung von Bibliotheken, Museen und allerhand Firlefanz über den ungeheuren Betrug, die Millionenschädigungen hinwegblenden wollen, die sie alljährlich an der Nation verüben. Sie werden nach dieser Veröffentlichung hoffentlich niemand mehr täuschen.

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt,
Hermann Ehbock in Berlin W. 30, Münchenerstraße 8.

Henry F. Urban:

Aus dem Dollarlande.

2. Auflage.

Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Rheinisch-Westfälische Zeitung:
„Urban ist ein Markstein in der deutschen Literatur, denn er beginnt ein neues Kapitel: die deutsch-amerikanische Literatur. Er schreibt deutsch, aber was er schreibt, ist Amerika. Die Reklamesucht der Yankees, ihre Hastigkeit, die Extravaganz der englischen Damen, die Schwächen der Multi-Millionäre und tausend andere Dinge, wie sie in Amerika vorkommen, natürlich immer gesehen durch das Vergrößerungsglas des Komikers".

Henry F. Urban:

Der Eisberg.

2. Auflage.

Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Velhagen & Klasings Monatshefte:
„Ausgelassen, keck und hell lachend treibt der Humor in Urbans Geschichtenbuch „Der Eisberg" sein Wesen. Urban erzählt von den Toll- und Torheiten der Yankees, und so hat sich denn auch am Yankee-Humor sein eigener gebildet. Es gibt wenig Bücher, die eine so angenehme Mischung von Deutschtum und Yankeetum bieten, eine Mischung, die über die Maßen fröhlich stimmt, wie etwa Sekt und Porter".

Henry F. Urban:

Maus Lula.

Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Leipziger Neueste Nachrichten:
„Alles, was Urban schreibt, zeugt von einer blitzschnellen Beobachtungsgabe und einer humorvollen Darstellung, die in ihrem Grunde doch kerndeutsch geblieben ist. Wer sich ein paar genußreiche Stunden bereiten will, darf auf unsere Empfehlung getrost die „Maus Lula" und ihre Nachfolger zur Hand nehmen. Wer Urban bereits kennt, für den bedarf es allerdings keiner Empfehlung mehr".

Concordia Deutsche Verlags-Anstalt,
Hermann Ehbock in Berlin W. 30.

DEC 28 1932